Briefe

zur

nähern Kenntniß von Halle.

Von

einem unpartheiischen Beobachter.

1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Halle, am 24sten Mai 1792.

Da bin ich nun, mein B., in dem so lange ersehnten, in dem so berühmten und gerühmten Halle, und hoffe mich lange genug hier aufhalten zu können, um im Stande zu sein, es ganz kennen zu lernen, und ein Urtheil darüber zu fällen, das vielleicht nicht ganz unrichtig sein wird. Von Zeit zu Zeit werde ich Ihnen meine Bemerkungen mittheilen, die Ihnen unmöglich unwichtig sein können, da Sie Ihre beiden Söhne vielleicht bald von sich lassen werden, um in Hallens Mauern Schätze der Weisheit zu sammeln.

Erwarten Sie dießmal nichts von Wichtigkeit von mir: alles ist mir hier noch zu neu, und ich bin noch zu zerstreut von der zurückgelegten Reise, daß ich wenig habe beobachten können, und wenn ich auch viel beobachtet hätte, so mögte ich doch wohl noch nicht fähig sein, Ihnen das Beobachtete in einer guten Ordnung mitzutheilen. Begnügen Sie sich also heute mit dem, was ich bei

meiner Ankunft in Halle sah und was mich eben nicht zum angenehmsten afficirte.

Von der Seite, von der ich Halle zuerst sah — Sie wissen, daß ich Ihnen zulezt von Leipzig aus schrieb — hat es wenig Reizendes. Man erblikt es in einer langen fast unübersehbaren Ebene, auf der das Auge fast gar keinen Ruhepunkt hat. Das ewige Einerlei auf dieser Seite von Halle ist fast unerträglich. Auch nicht einmal ahnden kann man, daß es auf der gegenüberstehenden Seite so entzükkende Gegenden geben könne, als die Giebichensteiner ist, die ich heute zum erstenmale besuchte, und die mich in ein süßes Staunen versezte, in welchem ich mich an Ihren Arm zurük träumte, und mit Ihnen jene vaterländische Fluren an der Elbe durchwandelte. Doch hievon in einem der folgenden Briefe. Jezt noch etwas um mein voriges Urtheil zu bestätigen, daß Halle auf der Seite nach Leipzig hin nichts weniger als reizend ist. Allen meinen Reisegefährten, die zum Theil Halle noch nie sahen, wurde die Zeit von dem Augenblikke, da sie zum erstenmale die Thürme dieser Stadt erblikten, bis zur Ankunft in dem Thore unendlich lang, und alle klagten über die Einförmigkeit des Weges. Wir näherten uns endlich dem Thore, und einzelne junge Studirende, die das schöne Wetter heraus gelokt hatte, fiengen an, uns Stoff zur Unterhaltung zu ge-

währen, und wir empfanden das Ermüdende des Weges weniger.

„Pfui! über den Geruch!“ rief mit einem male meine Leipziger Reisegefährtinn aus. „Alle Wetter, über den Gestank!“ sezte mit noch einigen Dutzend Flüchen Herr R* *, den Sie aus einem meiner vorigen Briefe kennen, hinzu: it bleſs me! what a ſmell is that! stöhnte eine Jüdinn aus England, und hielt ihr Tuch vor die Nase. Auch ich war schon zu einem ähnlichen Ausrufe bereit; da ich aber nicht gern die schon gemachten Bemerkungen, und zwar die schon so häufig und kräftig geäußerten Bemerkungen anderer wiederhohle, so unterdrükte ich auch hier meine Verwünschung des unangenehmen Geruchs, die so gut auf meiner Zunge war, als auf der Zunge eines jeden, der nicht den Schnupfen hatte. Ich richtete mich indeßen auf dem Wagen in die Höhe, um die Ursache eines so abscheulichen Geruchs, der mir so ganz in der Nähe von Halle natürlich auffallen mußte, zu gewahren: und siehe da! ich erblickte — mirabile dictu! — eine große Menge ungeheurer Misthaufen zum Theil dicht an, zum Theil aber auch wohl auf der Heer- und Poststraße nach Leipzig und zwar kaum hundert Schritte vom Thore.

Ob dieses den hallischen Policeianstalten gerade viel Ehre bringen möchte, weiß ich nicht. Gesezt nun auch, der Dünger könnte nicht immer gleich

auf die Aekker gefahren werden, weil er sich zu sehr häuft, und die Aekker selbst noch nicht gehörig zubereitet sind: was macht es denn gerade nöthig, daß man einen Plaz zu diesem Behuf so in der Nähe der Stadt, und, was noch mehr sagen will, so nahe vor einem so frequenten Thore anlegt? gerade auf einer Heerstraße anlegt, die vielleicht am meisten begangen, beritten und befahren wird, und wo wenigstens alle Tage zwei ordinaire Posten vorbei fahren? Ich glaube fast, eine hochedle Policei hat es dem Reisenden recht auffallend bemerkbar machen wollen, daß er nun nicht mehr in Leipzig sei, sondern daß er sich Halle nähere. Wenn dies ist — nun freilich, dann konnte sie nichts zwekmäßigeres wählen. Indessen ist doch der Kontrast zu groß, und der Reisende würde früh genug den Unterschied zwischen Halle und Leipzig bemerkt haben, ohne gerade erst auf eine so grelle Art darauf vorbereitet zu sein. Der Eintritt in das äußere Thor würde schon fähig sein, besonders wenn er auf gut pädagogisch zu Fuße reißte, und es gerade etwas geregnet hätte, ihn aus dem Schlummer zu wekken. Denn eine schmuzigere und übelriechendere Straße, als die Straße der hallischen Vorstadt ist, die man, wenn man von Leipzig kömmt, zu paßiren hat, kann es wohl nicht leicht geben.

Ehe ich indeßen diesen Brief, mein lieber B. schließe, muß ich mir noch über etwas Ihr Urtheil erbitten, was mich bei meinem Eintritte in Halle zu ernsthaften Gedanken stimmte. In einer sehr geringen Entfernung, kaum vierzig bis funfzig Schritt von dem Thore, zu dem ich herein fuhr, hat man, und zwar dicht an der Straße nach Leipzig, das Hochgericht aufführen laßen: und es steht daselbst ein jetzt, Gott Lob! leerer Galgen und einige Räder, bei denen ich aber dieses Gott Lob! nicht aussprechen kann. Sagen Sie mir in aller Welt, mein Theurer, warum errichtete man diese traurigen Denkmähler der gesunkenen Menschheit so nahe bei der Stadt, so nahe bei einem so häufig begangenen Thore einer Stadt? Wollte man dadurch abschrekken vor ähnlichen Greuelthaten, als die waren, für welche jene Missethäter büßten? Dieß muß wohl die Absicht sein; aber ich fürchte, man hat gerade nicht das rechte Mittel gewählt. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man sich aus bloßer Furcht vor Strafen vor dergleichen Handlungen scheuet. Wer morden und mordbrennen will, den wird wohl schwerlich die Nähe des Hochgerichts davon abhalten. Auch ohne diese Nähe kann er leicht den Schluß machen, daß wenn er entdekt wird, er ganz auf ähnliche Art wird gestraft werden. Man hätte also diesen Anblik, der doch wahrlich für

einen jeden etwas Grausendes haben muß, und mit der Zeit immer mehr erhalten wird, je schwächer unsre Nerven werden — und daß sie dieses werden, ist gewiß nicht eine bloße Chimäre — man hätte, sage ich, diesen Anblik wenigstens den Spaziergängern entziehen sollen. Konnte man sich nicht lieber mit dem Hochgerichte auf dem Galgenberg, in der Gegend von Giebichenstein, begnügen, der von allen Seiten Hallens sichtbar genug ist, um die politischen Folgen ertappter Bösewichter exemplarisch zu predigen? konnte da nicht das Beabzwekte der Galgen-Kanzel auf eine ganz gleiche, vielleicht noch auf eine wirksamere Weise erreicht werden? — Ich kann mich irren, und bitte Sie deshalb um Ihre Meinung. Sollten Sie für die Beibehaltung des Hochgerichts in einer solchen Nähe einer Stadt Gründe haben, die mich überzeugten, so will ich gern mein Urtheil zurük nehmen. Mit Sehnsucht erwarte ich die Mittheilung Ihrer Meinungen hierüber und bin &c.

Zweiter Brif.

am 20sten Jun.

Ja, Freund, Sie haben Recht: sonst, da die Sitten der Menschen roher waren, und stärkerer,

sinnlicher Mittel bedurften, um nicht der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich zu werden, als jezt, sonst, konnte freilich die Nähe eines Hochgerichts bei einer Stadt etwas wirken. Auch waren die Menschen damals noch nicht in dem Grade verfeinert, — ob dieß das rechte Wort ist, daran zweifle ich; aber ich weiß gerade jezt kein anders — daß sie bei dem Anblik eines Hochgerichts gerade das empfunden haben sollten, was wir schwachnervigen Halbmänner bei solchen Gelegenheiten empfinden; also fällt auch der Grund weg, daß um einzelner Bösewichter willen eine ganze Stadt entweder ihren Spaziergang in eine andre Gegend zu nehmen, oder sich der unangenehmen Gefühle bei dem Anblik eines so grausenden Gegenstandes auszusetzen gezwungen sein sollte. Bei dem allen aber sehe ich noch nicht ein, warum die Policei jezt bei veränderten Umständen diesen Golgathaplatz noch immer so nahe vor der Stadt stehen lasse. In jeder andern Gegend, die nur etwas fein policirt ist, stehen ja die Galgen und Räder auf entfernten hohen Bergen, und man weiß nicht, daß daselbst in einer Zeit von vier Jahren drei Menschen dekollirt und zwei derselben aufs Rad geflochten sind, wie dieß hier in Halle der Fall gewesen ist. Was man hiegegen Erhebliches einwenden könne, finde ich nicht, und ich vermuthe daher wohl nicht ganz mit Un-

recht, daß Sie, lieber B., in diesem Stükke nun mit mir gleich denken werden.

Jetzt bin ich die Straßen von Halle etwas durchstrichen, und ich kann Ihnen in dieser Rüksicht einige Rechenschaft geben. Schön ist Halle nicht: es hat größtentheils krumme schmuzige Straßen, und hie und da nur ein schönes geschmakvolles Haus, das um so mehr hervorsticht, je geschmakloser dessen Nachbarn sind. Am besten zeichnet sich hier der große und kleine Berlin, vor allen andern Straßen und öffentlichen Plätzen aus. Nächst ihnen hat die Steinstraße die besten Häuser, wenigstens ist auf dieser keines, in welchem ich mich nicht auf meine ganze Lebenszeit zu wohnen entschließen könnte. Selbst die Vorstädte haben einige sehr hübsche Häuser, unter denen sich besonders in der Glauchischen das Waisenhaus auszeichnet, von dem die Fronte sich ganz vortreflich ausnimmt. Ich erinnere mich, bei Ihnen einst einen Riß von diesem Erstaunen- erregenden Werke Frankens gesehen zu haben, und so wie er mir jezt noch vorschwebt, so stellt er das Ganze sehr richtig dar.

Einen buntschäkkigen lächerlichen Anblik gewährt es, wenn man sieht, wie unter den Hallischen Häuserbesitzern die Renovirungssucht eingerißen ist. Man giebt den altmodigsten Häusern in Gothischem, oder vielmehr in gar keinem Ge-

schmak ein äußerlich modernes Ansehen durch Uebertünchen; diese gleichen denn aber auch ganz den übertünchten Gräbern: äußerlich sind sie schön und fein, innerlich aber sind sie nach dem abscheulichsten Geschmakke, dunkel und häßlich. Doch hat dieses äußere gefällige Ansehen die Folge, daß die Straßen nicht mehr so traurig dunkel sind, als sie wohl einst mögen gewesen sein.

Der Marktplaz, der ziemlich mitten in der Stadt liegt und sehr groß ist, wird durch das winzige Gebäude der Hauptwache, das fast in seiner Mitte steht, und das man denn wohl an die Seite hätte bringen können, sehr entstellt. Ewig Schade, daß dieser geräumige Platz dadurch so erbärmlich verhunzt wird. Dicht neben diesem Gebäude steht der berühmte, oder wenn Sie lieber wollen, der berüchtigte rothe Thurm, der immer noch seinen Namen behält, ob man ihn gleich jezt den grünen nennen sollte. Wie lange mag wohl schon das Kupfer, womit er gedekt ist, und von dem er seinen Namen hat, nicht mehr roth gewesen sein? Es ist ein altes majestätisches Gebäude, das Jahrtausenden zu trotzen scheint. Der Anblik dieses Colosses ist fähig, Ehrfurcht für dessen Bauherrn zu erregen. Mir gab es mitunter zu sehr interessanten Betrachtungen über die ehemalige Wohlhabenheit der Bürger Anlaß, die im Stande waren, ein solches Werk zu entwerfen,

auszuführen und zu vollenden, und über den durch tausend Ursachen herabgesunkenen Wohlstand jetziger Stadtbewohner, die nicht fähig sind, einen abgebrochenen mittelmäßigen Thurm an einer Kirche wieder aufzuführen. Himmel! wie habeu sich die Zeiten verändert! Was würde wohl der ehemalige Bewohner einer alten Hansestadt für Augen machen, wenn er jezt einmal einen Blik auf die Bewohner derjenigen Stadt werfen sollte, die er einst mit Stolz seine Vaterstadt nannte! Er würde zurückbeben, und sich schämen, es zu gestehen, daß diese Stadt seine Vaterstadt sei, bis er leider finden würde, daß das Sinken der Städte allgemein gewesen, daß keine jetzige Stadt Deutschlands mehr werth sei, seine Vaterstadt zu heißen. Wahrlich, Freund, ich kann mich solcher und ähnlicher Betrachtungen bei dem Anblik des Luxus und des glänzenden Elends solcher Städte und Städtlein nicht enthalten, die es für ein Glük, für eine Ehre, für ein Verdienst halten, einer kolossalischen Hauptstadt nachkriechen zu können. —

Warum auch dieser Thurm nicht in der Mitte des Marktplatzes stehe, wenn er ja einmal auf dem Marktplatze stehen sollte: davon kann ich doch wahrlich keinen Grund absehen. So wenig Geschmak kann ich den Erbauern und den Zeiten, in denen dieser Thurm erbauet worden, nicht zutrauen, daß sie nicht sollten auf die Frage gekommen sein,

wo sich dieser Thurm wohl am besten ausnehmen würde? Ich bin in der Geschichte der Stadt Halle zu wenig bewandert, und weiß also nicht, ob ich irre, wenn ich behaupte, daß diese nicht ganz zwekmäßige Stelle, die man zur Erbauung dieses Thurms wählte, vielleicht zur Zeit der Erbauung weniger unzwekmäßig war. Denn vielleicht fällt dieselbe gerade in die Zeit, wo der Marktplaz noch kein leerer Plaz, sondern wo er mit lauter kleineren Gebäuden oder unbeweglichen steinernen Buden und Läden besezt, und vielleicht der Marktplaz selbst noch größer war — und so wäre also der Geschmak der alten Hallenser in Etwas gerettet.

Um, mein Theurer, der Frage: warum ich vorhin den rothen Thurm einen berüchtigten Thurm nannte? zuvorzukommen, so diene Ihnen zur Nachricht: er hat unten an der Erde kleine Buden, worin bei Tage die Hökerweiber allerlei Sachen feil haben, und unter welchen bei der Nacht — doch das ist ein häßliches Thema. Genug! mein Lieber, wäre Herr Thornhill, den Sie aus Ihrem lieben Dorfprediger kennen, in Halle bekannter gewesen, als in London, er hätte gewiß anstatt: under the clock at St. Dunstan's gesagt: under the booths of the red tower. *)

*) Diese Stelle steht im Vicar of Wakefield nicht weit vom Anfange des siebenden Kapitels. Herr

Unmittelbar vom Markte kann man in die abscheulichste Gegend der Stadt kommen, in der, so klein sie auch ist, man doch würklich Gefahr läuft, sich zu verirren. Es ist die sogenannte Halle, wo sich die innern Salzkoten der Stadt befinden, die nicht dem König gehören, sondern an denen mehrere Bürger, auch, wenn ich nicht irre, einige Professoren z. B. Doktor Nösselt, Antheil haben. An vielen Stellen dieser Gegend glaubt man ein Chaos zu sehen, das erst noch die bildende Hand seines Schöpfers erwartet. Ohne alle Uebertreibung sieht es hier wirklich ohngefähr so aus, als wenn vor einigen Wochen ein heftiges Erdbeben mit Feuersbrünsten verbunden gewesen sei, woraus denn Berg und Thal entstanden wären. Ein Glück, daß diese Gegend nicht viel be-

Thornhill meint, da die Rede auf ein Mädchen kömmt, die andre hübsch finden, wovon er aber das Gegentheil, wenigstens in diesem Augenblikke zu finden geruht, der Teufel solle ihm ein Mohrengesicht anzaubern, wenn er nicht wenigstens eben soviel Freuden genießen würde, indem er sein Mädchen bei dem Scheine einer Laterne neben der St. Dunstans Kirche wählte, als wenn er sich in die Arme jenes Mädchens würfe. Freilich muß man hier wissen, daß die St. Dunstans Kirche in einer Gegend von London liegt, in der gar viele Allerweltsmädchen wohnen.

A. d. H.

gangen wird —— beritten und befahren kann sie kaum werden.

Für eine Provinzialstadt ist Halle ausserordentlich volkreich und lebhaft, welches mir um so mehr auffällt, da die ziemlich zahlreiche Garnison jezt, wie Sie wissen, mit gegen die Franzosen zu Felde, und nur ein kleiner Theil statt ihrer, nämlich das Depot von Burg hier ist. Die Hauptstraßen sind nie ledig von Menschen; oft ist sogar ein rechtes Gewirre, so daß man sich auf die Königsstraße in Berlin versezt glauben würde, wenn einen nicht der abscheuliche Accent des hiesigen Pöbels aus diesem Traume wekte. Dieser ist so fürchterlich singend, und dehnet die Worte so erschreklich lang, daß ein an sanftere Töne gewöhntes und musikalisches Ohr vor Angst vergehen möchte. Am meisten zeichnen sich hier unsre hallischen, nur etwas anders als die Pariser modificirten Poißarden aus. Es sind dieß gerade nicht Fischweiber, sondern allerlei Hökerinnen, besonders Kräuterweiber, und in dieser Rüksicht gleichen sie den Sachsenhäusern in Frankfurth mehr noch, als den Pariser Poißarden. Wenn ich mir ein Vergnügen machen will, so gehe ich an Markttagen, deren wöchentlich drei sind, auf den Plaz, wo diese Weiber feil haben, und höre ihrem Gevattergespräch zu. So oft ich sie jezt gehört habe, gieng alles friedlich ab; ein köstlicheres Schauspiel zur Er-

schütterung des Zwergfells soll es aber nicht geben, als wenn sich ein Paar solcher Weiber in die Haare gerathen. Hören und sehen kann man da, was man vielleicht noch nie gesehen und gehört hat. Es erfolgt ein Fluß von Scheltworten, der gar kein Ende nehmen will, und man hört Worte, dergleichen in unser Ohr noch nie gekommen sind. Die Stellungen der Weiber sollen dann zum Mahlen schön sein. Sie haranguiren mit Händen und Füßen, oft auch mit ihrem Unterrokke, und gewähren so dem kalten Zuschauer ein Schauspiel, das ihn ohnmöglich kalt lassen kann. Musensöhne sollen sich zuweilen durch Zusammenhetzung zweier solcher Weiber diese Freude machen, und wahr ist es, das Vergnügen dabei muß nicht geringe sein. Der Accent, der Fluß von Scheltworten, die kunstlosen aber desto treffendern Gestikulationen — alles muß dahin wirken, diese Scene intereßant zu machen, besonders bei dem Bewußtsein sie veranlaßt zu haben.

Weniger schon kann ich freilich das Betragen eines andern Studenten billigen, der, um einem Freunde, welcher ihn aus seinem Vaterlande besuchte, die Freude zu machen, ein solches Weib schelten zu hören, sich eine große Menge Scheltworte aufschrieb, sie auswendig lernte, und dann ohne weitere Veranlaßung mit einem deselben ein solches Hökerweib anredete. Diese, an ihrer

Ehre von einem Stodanten*) angegriffen fühlte sich natürlich beleidigt, und schalt mit einem recht kräftigen Ausdrukke wieder. Jezt begann der Student seine auswendig gelernten Schimpfwörter herzusagen, mußte aber oft Pausen machen, weil ihn das Weib überschrie; sobald sich aber die Wuth derselben etwas legte, fuhr er in der Hersagung seines Pensums fort — aber er hatte schon lange geendigt, da das Weib noch länger fort schimpfte, und so schrie, daß man auf dem ganzen großen Markte nichts hörte, als sie. Sie überschrie sogar das Fahren von Wagen und Kutschen. Da der Student seine Absicht erreicht hatte, fieng er an, laut zu lachen und gieng mit seinem Freunde von dannen. Dieß empörte die Galle des Weibes von neuem und sie machte ein da Capo mit noch mehrern Variationen, als vorher. — Die Scene, die ich von einigen, die sie sahen, habe beschreiben hören, soll ächt komisch gewesen sein. Denken Sie sich einen Kreis von Menschen, die die Neugier zusammenzog: in ihrer Mitte einen hübsch gekleideten jungen Mann, der ganz ruhig, zuweilen nur mit einem auffahrenden Lachen seine Schimpfwörter in einer übrigens sehr richtigen Aussprache hersagt: und nun gegen ihm über ein krötenförmiges Hökerweib, die, ihre Arme in

*) Dieß ist der Hallische Hökerdialekt für Student.

beide Seiten stemmend, und nur zuweilen mit einer ihrer Fäuste dem jungen Mann unter das Gesicht fahrend, einige hundert Scheltworte, wovon nur selten eins zweimal erscholl, aus ihrer heiser werdenden Kehle und in ihrem abscheulichen Hallischen Accente hervorkreischt — Denken Sie sich dazu die entstellende Kleidung dieses Weibes, ihr kirschbraunes Gesicht, ihre vor dem Kopfe liegenden Augen — ich kenne zur Erschütterung des Zwergfells kein intereßanteres Schauspiel.

Doch ich werde zu weitläufig *). Verzeihen Sie: der Gegenstand intereßirte mich. Ich mußte mich darüber jemanden mittheilen, und warum ich gerade Sie dazu wählte — das schreiben Sie Ihrer gütigen Nachsicht und meiner Liebe zu Ihnen zu. In meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen vielleicht mehreres von den Gegenden um Halle, und von der Art, wie sie von den Freunden der Natur und von den Spaziergängern benuzt werden. Ich bin ꝛc.

Drit-

*) So schreibe ich anstatt des gewöhnlichen weitläuftig und folge der Etymologie von Lauf und der Analogie in beiläufig, vorläufig u. s. w.

Dritter Brief.

am 2ten Jul.

Ihnen, mein theurer B., schon Nachrichten zu geben von dem Geiste der hier Studierenden, von dem Tone, der hier in Gesellschaften herrscht, und von dem Ganzen der Universität, wie Sie in Ihrem lezten lieben Briefe verlangen, dazu bin ich noch zu kurze Zeit hier und habe noch zu wenig Bekanntschaften gemacht. Sie müßen sich also immer noch mit dem begnügen, was leichter zu beobachten und zu beschreiben ist, und worüber man eher ein richtiges Urtheil fällen kann, als über jene Gegenstände, die ein etwas längeres Studium erfordern. Jezt will ich Sie noch mit einigen Spaziergängen und Vergnügungsorten der Herren Hällenser außerhalb Halle bekannt machen. Daß in dieser Rüksicht Halle, vielen andern Akademieen nachsteht, würden Sie, wenn Sie es auch noch nicht wüßten, schon aus meiner Beschreibung sehen.

Wer mitten in der Stadt wohnt, hat fast immer eine gute Viertelstunde zu gehen, ehe er zur Stadt hinaus kömmt, und ehe er sich der freien Luft erfreuen kann, er mag ein Thor wählen, welches er will. Dieß allein hält manchen Wo-

chen-, ja Monate lang wo nicht auf der Stube, doch wenigstens in den Ringmauern der Stadt: und selbst weniger phlegmatische Köpfe, die noch dazu gern spazieren gehen, und es für ihren Körper zuträglich halten, haben mir versichert, sie kämen, wenn es einmal einige Tage regnete, oft in vierzehn Tagen wegen des häßlichen Koths nicht aus der Stadt. Ich habe diese Freude in der kurzen Zeit meines Aufenthalts hier in Halle schon gehabt: es übersteigt allen Glauben, wie übel der Weg nach einem ein paar Stunden anhaltenden Regen in der Stadt sowohl als in den Vorstädten ist. Wer nun aber noch dazu das Galgthor, das Ranstädter, allenfalls auch das Moritzthor wählt, um seinen Spaziergang durch daßelbe auf das freie Feld zu machen, der hat doppelte Unannehmlichkeiten auszustehen: seine Füße waten nicht nur in dem abscheulichsten Kothe, sondern seine Nase wird auch noch auf eine äußerst unangenehme Weise von gewissen Gerüchen belästigt, die durch die in diesen Gegenden wohnenden Stärkemacher und Brandeweinbrenner verbreitet werden. Ob dieses die Policei, ohne ungerecht zu sein, jezt noch abändern könne, daran zweifle ich; aber sie würde es gekonnt haben, wenn sie gleich im Anfange diesen Stärkemachern und Brandeweinbrennern andre Stellen in weniger begangenen Gegenden der Stadt oder der Vorstädte angewiesen, oder wenn sie ih-

nen wenigstens befohlen hätte, ihre Gossen wo anders hin zu leiten, als auf eine Straße, die zu einem Thore führt. *) Außer dem Unangenehmen, das dieser pestilenzialische Geruch für die Nasen hat, kann er auch der Gesundheit nachtheilig werden, und gewiß leiden die Besitzer benachbarter Häuser darunter, die ohnfehlbar weniger Miethe einbringen, als sie einbringen würden, wenn sie eine angenehmere Nachbarschaft hätten.

Wie weit glüklicher sind in dieser Rüksicht die gelehrten Zöglinge Jenens! Sie mögen in einem Theile der Stadt wohnen, in welchem sie wollen, so sind sie, wollen sie die Natur genießen, bald aus der Stadt und sogleich in entzükkenden Gegenden. Ein Vorzug, der unschäzbar ist, dessen sich aber auch die Herren Jenenser, als noch unbefangenere Natursöhne, sehr häufig bedienen. Ich bin freilich nur kurze Zeit in Jena gewesen, aber doch immer lange genug, um seine Vorzüge vor Halle in Rüksicht der Lage und der Gegend an-

*) Dieß ist z. B. eine lange Zeit der Fall in dem bei Naumburg gelegenen äußerst netten und reinlichen Städtchen Weißenfels gewesen. Hier wohnten die Stärkemacher alle außerhalb der Stadt auf einem Berge, bis sich erst seit kurzem auch in die Stadt einige angesezt haben. Der Magistrat hätte es nicht zugeben sollen.

zuerkennen. Habe ich gleich keine so reizenden Aussichten gehabt, habe ich gleich keine in dem Grade schöne Partheien erblikt, als unsre hiesige Giebichensteiner ist, so findet man dafür auch dort niemals jenes ermüdende Einerlei, das einen bei Halle vor so manchen Thoren erwartet. Doch ich wollte Ihnen ja jezt von Halle, nicht von Jena, schreiben.

Die Gegenden vor dem Galgthore kennen Sie aus meinem ersten Briefe, den ich Ihnen von hier aus schrieb. Sie und ich würden sie nicht zu unserm Spaziergange wählen; man geht indessen von hier aus sehr oft nach einem sächsischen, sehr häufig von Studierenden besuchten Dorfe, Reideburg, das Sie ohnfehlbar schon dem Namen nach kennen werden, wo ich aber selbst bis jezt noch nicht hingekommen bin, und vielleicht auch nicht hinkommen werde. Sie wissen, ich bin kein Freund von zu großen Ebnen, und hier würde ich eine ganze Stunde auf ebnem Felde reiten oder wandern müssen.

Vor dem Steinthore, durch welches der Weg nach Dessau und Berlin geht, ist eben so wenig Freude zu holen. Etwas mehr Vergnügen hat man schon vor dem Ulrichsthore auf dem Wege nach dem Dorfe Trothe, das im Sommer von Spazierengehenden sehr häufig besucht wird. Man hat zwar auch von beiden Seiten Feld, aber doch

bei weitem mehr Abwechselung. Ich habe diesen Weg ein paarmal mit vielem Vergnügen gemacht, und wurde das zweite mal um so mehr überrascht, da mich einer von meinen Bekannten, die ich hier schon unter den Studierenden habe, nahe bei Trothe auf eine kleine Insel in der Saale führte, die man das Elysium nennt. Diese Benennung ist freilich etwas stark; aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, es hätte mir dieser kleine Platz nicht gefallen. Für Halle mag er immer ein Elysium sein, besonders für die gebohrnen Hallenser, die noch nichts sahen, was sie mit mehrerm Rechte ein Elysium nennen konnten. Denken Sie sich eine mit dichtem niedrigen Gesträuch, hie und da mit einem Baum bewachsene Insel, worin man ganz ohne alle Kunst schmale Gänge angelegt hat, die oft so verwachsen sind, daß es bei hellem Tage darin wie Abend scheint. Kommt man aus diesem schauerlichen Dunkel an das Ufer, so wird man durch einen kleinen Wasserfall der Saale sehr angenehm überrascht. Man findet ihm gegenüber eine Bank zum Ruhen, und kann hier dem Spiele der Wellen nachsehen, und fern vom Geräusche der Stadt seinen Lieblingsideen nachhängen. Mir hat dieses Plätzchen so sehr gefallen, daß ich es öfter aufsuchen werde, nur dann nicht, wenn mein gewohnter Trübsinn mich foltert, der durch dieses melancholische Plätzchen eher vermehrt als vermin-

dert werden könnte. Der Kriegsrath von Madeweis, der in Trothe ein Guth besizt, hat einst um dieses Pläzchen angehalten, um es, vielleicht durch englische Anlagen, noch mehr zu verschönern; allein es ward nichts daraus, und — es freuet mich, daß nichts daraus wurde. Diese schöne Wildniß ist besser als der kunstvollste englische Garten hier sein würde.

Von dem Trothe nahe liegenden Giebichenstein und der ungemein schönen Gegend zwischen diesen Dörfern ein andermal, wenn ich sie erst häufiger werde besucht haben. Jezt folgen Sie mir zu dem, dem Ulrichsthore entgegenstehenden Ranstädter Thore hinaus, das durch die Vorstadt Glauche führt. Haben Sie sich erst durch den Stärkemachergeruch, der hier kräftiger als irgendwo ist, hindurch getrieben, so finden Sie vor diesem Thore zwar keine schöne Gegend, aber doch viel Abwechselung, und zur rechten Seite eine ganz entzükkende Aussicht nach einem Wäldchen hin, das man hier nur allgemein unter dem Namen der Heide kennt. Zwischen demselben und unserm Standpunkte erblikken wir einige Weinberge, die eine ganz vortrefliche Lage haben und unter denen sich der ehemalige Bahrdtische und der des verstorbenen Nettelbladt am besten ausnehmen. Schöner wird dieser Spaziergang noch, wenn man sich etwas mehr rechts nach dem zweiten Glauchischen

Thore, dem sogenannten Hamsterthore hält. Hier hat man rechts dicht unter seinen Füßen die ruhig fortströmende Saale, auf der zuweilen ein Fischerkähnchen sich blikken läßt, und in einiger Entfernung jene oben angegebenen treflichen Aussichten, und links einige ganz hübsch im Felde angelegten Gebäude, die wenigstens in der Ferne sich gut ausnehmen und das ewige Feldeinerlei unterbrechen. Das eine dieser Gebäude, von wo aus man eine weite Aussicht hat, und das sonst als Kaffeehaus besucht worden ist, nennt man von seinem ehemaligen Besitzer, dem Kanzler Ludwig, Ludwig et caetera. Das Etcätera wurde hinzugefügt, weil der Mann zu viele Titel hatte, als daß man sie jedesmal zu seinem Namen hätte hinzufügen sollen. Der Einfall ist so ganz übel nicht, und verdient Nachahmung. Es ist mir immer sehr auffallend, wenn ich anerkannt- gelehrte Männer so titelsüchtig sehe, wenn ich besonders finde, daß sie auf dem Titel ihrer Schriften alle ihre Qualitäten und Quantitäten auskramen. Siehe Götzens nüzliches Allerlei. Erster Band. *)

*) Der ganze Titel dieses äußerst nützlichen Buches lautet so: Nützliches Allerlei aus der Natur und dem gemeinen Leben für allerlei Leser von Johann August Ephraim Götze, Pastore an der Kirche S. Blasii, Seniore E. E. Ministerii zu Quedlinburg, Ehrenmitgliede der Gesellschaft Naturforschender

Das andre Gebäude bedekt einen Gesundbrunnen, der einem reichen Hallischen Privatmann gehört. Die erst vor kurzem daran renovirte Inschrift ist das beste. Mir machte sie, da ich sie zum erstenmale las, viel Spaß. Hier ist sie:

Der heilige Born
in der Hällischen Chronik beschrieben.

„Verletze, Wandrer, nicht dieß Haus,
nicht diese Quelle,
Kein Menschenfreund zerstöhrt, was ihm und
andern nüzt.
So fleuß denn, heil'ger Born, von Menschen unbeschüzt,
Beschüzt von Gott, zum Heil der Schwachen,
immer helle."

Das Gebäude ist übrigens ein Achteck und von aussen ziemlich geschmakvoll. Das Wasser soll,

Freunde zu Berlin, der herzoglichen deutschen Gesellschaft zu Helmstädt, der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der Königlich Schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Stokholm, der physiographischen zu Lund in Schonen, der Kurfürstlich Maynzischen Akademie der nüzlichen Wissenschaften zu Erfurt, der Schlesischen ökonomisch-patriotischen Gesellschaft zu Breslau und der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt. Erstes Bändchen. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich. 1785.

nach Versicherung der Aerzte, ganz dieselben Wirkungen verursachen, die das Lauchstädter verursachet. Ich lasse das dahin gestellt sein, und freue mich über den patriotischen Bürger, der so gut für die Unterhaltung dieses Brunnens sorgt, ohne daß er Vortheile davon hat. —

Am häufigsten unter allen in der Nähe liegenden Dörfern wird das sächsiche Paßendorf besucht; ein Name, bei dessen Nennung jezt noch vielleicht manchem ehemaligen Musensohn, der jezt als Podagrist den Lehnstuhl hüten mag, das Herz im Leibe hüpfen wird. An sich hat dieser Ort wenig Intereßantes. Die Gegend, in welcher er liegt, ist nichts weniger, als hübsch; auch nicht einmal für gute Anlagen ist gesorgt. Die Nähe bei der Stadt, ein paar mittelmäßig gute Wirthshäuser und Billarde, trefliches Merseburger Bitterbier, und vielleicht das Vorurtheil, daß man Kaufmannswaaren hier wohlfeiler kaufen könne, als in Halle, macht, daß dieser Ort so sehr besucht wird, daß an manchen schönen Tagen oft in den beiden Wirthshäusern und dem kleinen Kaufmannshause kein Plaz mehr zum Unterkommen ist. Nicht blos Studenten, auch Familien aus Halle bringen hier oft vergnügte Nachmittage zu, besonders seitdem der Tod — Bahrdts theologische Auberge wüste und leer gemacht hat. Man spielt hier Billard, trinkt Caffee oder Chocolate, raucht

eine Pfeife Quandischen Knaster, erzählt sich Stadtneuigkeiten, kannegießert, macht Beobachtungen über den Geist der Musensöhne und — geht wieder nach Hause. Ich fand einigemal sehr angenehme Gesellschaften, mit denen ich mich oft lange und traulich unterhalten habe.

Weniger häufig besucht man ein zweites sächsisches Dorf, Namens Schlettau, aber blos wegen seiner weitern Entfernung von der Stadt, weshalb es auch mehr von Reitenden oder Fahrenden, als von Fußgängern besucht wird. Der Weg dahin führt über eine lange Wiese, die zur Linken die Saale, und zur Rechten Paßendorf und ein kleines Gebüsch hat. Er ist zwar sehr angenehm, aber doch gefällt er mir nicht so, als er denen gefiel, die ich darüber sprach: indessen de gustibus non est disputandum. Ich kann nun einmal die großen Ebnen nicht gut leiden, will aber hiemit meinen Geschmak niemanden aufdringen. — Man hat in Schlettau sehr für das Vergnügen der Gäste gesorgt. Ein hochliegender Garten, den man auf Treppen ersteigt, und der einige Aehnlichkeit mit dem Ihnen bekannten Garten in Neudresden vor Frankfurth an der Oder hat, nimmt in mehrern Lauben seine Gäste auf, die sich in verschiedenen Parthieen theilen können, ohne einander hinderlich zu werden.

Unerklärbar bleibt es mir, nicht, warum jezt blos sächsische Dörfer besucht werden, sondern warum die Wirthe in nahe liegenden preußischen Dörfern z. B. in Giebichenstein oder in Trothe, wo die Gegenden doch ohne allen Vergleich beßer sind, als in Reideburg, Schlettau und Paßendorf, warum sage ich, diese Wirthe nicht auf mehr Unterhaltung und Vergnügen spekuliren, das sie ihren Gästen verschaffen können. Sie würden ohnfehlbar gewinnen, und nach und nach den Sachsen viele ihrer Kunden entziehen. Elendere Wirthshäuser, als in Giebichenstein und Trothe, kann es aber kaum geben. Ich glaube, es fehlt ihnen blos an Muth. Sie sollten nur anfangen, sollten Billarde anlegen, für Vergnügungen in den Gärten sorgen, und sich mit Sachen für Magen und Gaumen versehen — ich wette, sie würden bald Zulauf bekommen. Die sächsischen Dörfer haben ihren Wohlstand und ihre Kunden aus den Regierungsjahren Friedrichs II. in die des jetzigen Königs mit herüber genommen. In jenen Zeiten waren Kaffee und Tabak in Sachsen weit wohlfeiler, als in den preußischen Landen: und natürlich wurde kontrebandirt. Die Studenten, die nicht visitirt wurden, waren für sich, auch wohl für ihre Aufwärterinnen und Wirthe, die ärgsten Kontrebandeurs: man sorgte für die Vergnügungen dieser jungen Herren, verdiente sich dadurch noch

etwas mehr, als durch den bloßen Handel, und so wurden Paßendorf, Reideburg ꝛc. was sie jetzo sind.

Daß aber sogar Giebichenstein vernachläßigt wird, hat mich schon oft bitter gemacht. Wahrlich, Freund, ketteten mich nicht andre Bande an mein Vaterland, ich würde hier à la Bahrdt Gastwirth, pachtete, oder wo möglich kaufte mir einen Garten und das Recht, Gäste zu bewirthen, und wollte so glüklicher leben, als ich vielleicht in patria leben werde. Freilich ein abentheuerlicher Entschluß! Aber wer weiß, was ich einst thue, wenn einmal jene Bande loser geknüpft werden sollten. Vielleicht machte ich es, wie jener Hannöverscher Advokat *), sammelte mir ein kleines Kapitälchen, machte meine Sachen zu Gelde, und wanderte in Gottes Namen aus, zwar nicht nach Frankreich, aber doch nach Giebichen-

*) Der Entschluß dieses Mannes — er heißt F. C. Gladbach und war Sekretair beim Konsistorio in Hannover — ist vielleicht einzig in seiner Art. Als Enthusiast für die Freiheit und Gleichheit, die er vielleicht bei seinem Sekretairiate nicht fand, wälzt er lange den Entschluß, französischer Bürger zu werden, in sich umher, trägt ihn drei Jahre lang in seinem Herzen verschlossen und verläßt nun Vaterland, Aeltern, Geschwister, Freunde und Verwandte — um in Frankreich ein Verfechter

stein. Ich erwürbe mir da vielleicht um die Hallenser mehr Verdienste, als ich mir um meine Vaterstadt zu erwerben im Stande wäre. Lachen Sie nicht über diese Grille. Vielleicht besucht Ihr kleiner Karl, wenn er erst zwanzig Jahre, und ein Hallischer Musensohn ist, Ihren Freund in der Person des Herrn G * *, wohlbestalten Gastwirths zu Giebichensten. Doch diese Aussichten liegen noch in blauer Ferne. Nicht so fern ist die Aussicht nach Ruhe, nach der ich mich jezt sehne. Leben Sie wohl, und erwarten Sie bald wieder Briefe von mir: ich habe ja sonst Niemanden, mit dem ich mich so gern unterhalte, als gerade mit Ihnen. Ich bin rc.

---

der Freiheit und Gleichheit zu werden, allenfalls auch dafür, wenn es darauf ankömmt, mit dem Degen in der Faust zu sterben. Sehr heroisch! Um zu beweisen, daß er nicht aus Noth, auch nicht aus Schwärmerei sein Vaterland verlaße, sondern aus völlig freiem Willen, ließ er in dem achten Stükke des dritten Bandes des Weltbürgers eine Addreße an seine Freunde abdrukken, wo man sich denn des Weitern unterrichten kann. Nicht so Hr. Rehberg! ! —

Vierter Brief.

am 16. Jul. 93.

Sie dringen darauf, mein B., ich soll Ihnen denn doch die schöne Gegend bei Giebichenstein schildern, die mich in einen solchen Enthusiasmus zu versetzen, und zu einem so abentheuerlichen Entschluße, der vielleicht nicht blos Chimäre sei, zu bewegen im Stande gewesen ist: — ja, mein Guter, ich würde es thun, ich würde Ihnen die Gegend malen, würde Sie Ihnen aufs Lebhafteste schildern, wenn Sie nicht schon wüßten, daß ich die Schöne einer Gegend, und überhaupt jede Naturschönheit mehr fühlen und empfinden, als beschreiben kann. Sie kennen mich in dieser Rüksicht: ich fange in einem erhabenen Tone, der nahe an eine Entzükkung gränzt, an, lege meine Hand auf mein Herz und — verstumme. O daß ich nicht malen kann! Nehmen Sie mit einer kurzen Beschreibung, mit einem bloßen Kontour vorlieb. Es soll getreu sein: Ihre Phantasie mag es ausmalen.

Das Dorf selbst liegt kaum eine Viertelstunde von dem äußern Thore Hallens auf der Westseite. Um hin zu kommen kann man einen doppelten Weg wählen: den geraden, der hie und da mit einer Linde

besezt ist, -- wahrscheinlich Ueberbleibsel von einer Allee -- und der wegen der häufigen Spaziergänger schon viel Interesse hat; und dann den weniger begangenen und etwas beschwerlichern Weg über Felsen, auf denen man schon ein Vorspiel von dem bekömmt, was man noch zu erwarten hat.

Kaum hat man den Berg erstiegen, so hat man schon entzükkende Aussichten. Dicht unter unsern Füßen, in einem kleinen Abgrunde, hart an dem Felsen erblikken wir einen starken Arm der Saale, der sich ruhig fortwälzt, und auf dem zuweilen ein Saalschiff mit ausgespannten Segeln unserm Auge ein angenehmes Schauspiel gewährt. Kaum einige hundert Schritte von uns sehen wir eine Mühle, deren Geräusch in dieser Entfernung dem Ohre, und deren dem Rade mit Mühe sich entwindende schäumende Waßer dem Auge wohlthun. Etwas weiter im Hintergrunde erhebt sich unsre Duodez- Sternwarte, und weiter rechts die Stadt mit ihren vielen majestätischen Thürmen. Wer noch nie hier war, auf den macht, besonders der Anblik der rauchenden Salzkoten, einen mächtig wirkenden Eindruck. Sie selbst haben ein schwarzes trauerndes Ansehen, und der Rauch liegt so schwer auf ihnen, daß man glaubt, sie erlägen unter seiner Last. Ist die Luft still, so ist der Anblick erhaben und schön. Aus mehrern Feuerma-

ern, die in einer Reihe neben einander stehen, steigen dichte Dampfwolken in die Höhe. Sie drängen sich aus den Schornsteinen empor, und bewegen sich, ihrer Größe gewiß, nur majestätisch langsam fort. Je höher sie steigen, desto mehr verbreiten sie sich, aber desto mehr nimmt auch ihre Dichtigkeit ab, und endlich zerstreuen sie sich in der ganzen Gegend. Bei einem Sturme hat der Anblik mehr etwas Fürchterliches und Grausendes, als etwas Schönes. Es verhüllt sich der ganze Horizont in einen dichten undurchdringlichen Nebel, und ist das Bild eines trüben Hypochondristen, dessen Seele immer in dichtes Dunkel gehüllt ist, und der es nicht wagt, den Standpunkt zu verrücken, aus dem seinem Auge alles trübe und schwarz erscheint.

Zieht man das Auge aus diesen Rauchwolken zurück, so hat man zu seinen Füßen einige Wiesen, die von Aermen der Saale umflossen sind. Die Abwechselung von Gewässer, von Wiesen, von kleinen Meiereien und Weinbergen, von einzelnen Häusern, die sich unserm Auge darstellen, z. B. Ludwig et caetera oder die Maille *) gewährt dem, der

*) Ein öffentliches Gebäude mit einem ganz hübschen Garten, der aber jezt nur von Bürgerfamilien und Handwerksgesellen besucht wird.

der Gefühl für Schönheit hat, das reinste Vergnügen.

Kommt man Giebichenstein näher, so ändert sich die Scene, aber nur, um noch schöner zu werden. Man erblikt eine von der Saale umschlossene Insel, die ein kleines Wäldchen umfaßt, dessen größtes Verdienst heiliges Dunkel und stille Ruhe ist. Gegen ihr über liegt Gunriz, eine, um kühlende Milch zu genießen, häufig besuchte Meierei in einer angenehmen Gegend an der Saale. Den Bahrdtischen und Nettelbladtischen Weinberg hat man hier näher und beide gewähren dem Auge einen sehr vortheilhaften Ruhepunkt.

Unter diesen abwechselnden Aussichten ist man denn endlich dem Felsen näher gekommen, auf welchem die Rudera des alten Giebichensteiner Bergschloßes einen romantischen Anblik gewähren. Mit Mühe nur wird dieser Fels bestiegen, aber wer ihn einmal bestiegen hat, läßt sich gewiß diese Mühe nicht verdrießen. Ein Thurm, der aber gewiß jüngern Ursprungs ist, hat sich erhalten; alles andere trägt die Spuren der Verwüstung. *)

*) Man hat lange behauptet, Giebichenstein sei von den ursprünglichen Bewohnern Sachsens gebauet; aber aus mehr als einem Grunde ist man jezt überzeugt, daß dieß nicht der Fall sei. Einmal bauten die Sachsen nie auf Felsen; zweitens ist der Name Gibiko (Gebhardchen)

Ein unbeschreiblicher Schauer überfiel mich, als ich zum erstenmale diesen Felsen erklimmt hatte. Die Ruinen haben etwas Düstermelancholisches, und sezten mich in die Vergangenheit zurük. Wäre ich ein Matthißon, ich hätte eine Elegie in diesen Ruinen gesungen: konnte ich aber gleich dieß nicht, so habe ich doch nie noch seine vortrefliche Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschloßes: Traurend denk ich, u. s. w. mit soviel Empfindung gelesen, als ich sie damals las und wiederlas.

Man zeigt hier auch die Stelle, von wo aus Ludwig der Springer seinen Salto mortale soll gemacht haben. Wäre die Unwahrheit dieser Erzählung nicht schon aus der Geschichte bewiesen, so dürfte man nur den Ort sehen, um sich zu überzeugen, daß das Ganze ein Mährchen ist, aber ein Mährchen, das viel Schwärmerisches hat, und natürlich vielen Beifall finden mußte.

Wenn man vermuthen könnte, daß Karls des Großen Sohn bei Anlegung dieses alten Berg-

ein fränkischer Name; und drittens läßt sich nachweisen, daß Karl der Große i. J. 806 einen seiner Söhne, Karl, mit einer Armee in die Gegend von Halle sandte, um sich den Wenden entgegen zu stellen. Und jetzt war es, wo dieser Karl zwei Festungen anlegte, die eine ad locum, qui dicitur Halle, — dieß ist gewiß Giebichenstein — und die andre an dem Orte Magateburg (Magdeburg.)

schlosses nicht blos auf Festigkeit und auf Verthei-digung gegen die Feinde gesehen, sondern daß er auch die Absicht gehabt habe, den künftigen Bewohnern und Bewohnerinnen den Genuß von Naturschönheiten zu verschaffen, so müßte man ihm sehr viel Gefühl für Schönheit zuschreiben, und die Wahl dieses Ortes würde seinem Geschmakke die größte Ehre machen. Ich bin unfähig, mein theurer B., Ihnen die Gegenstände in eben der Schönheit zu schildern, mit welcher sie sich dem genießenden Auge darbieten; auf die Mannigfaltigkeit derselben aber können Sie schließen, wenn ich Ihnen sage, daß das Auge hier noch weit mehr umfaßt, als auf dem Felsenwege hieher. Halle, das man hinter sich hat, nimmt sich von dieser Seite sehr schön aus. Zur Linken hat man mehrere Aerme der Saale und Weinberge mit ihren Lusthäusern; dicht unter seinen Füßen die sich nun wieder vereinigende ganze Saale und eine fast immer besezte Fähre; an dem jenseitigen Ufer das Dorf Krellwiz, das der Saale entlangs liegt, in der reizendsten Lage; in einiger Entfernung rechts die Spitzen der über die Berge hervorragenden Krellwitzer Papiermühle, von deren gastfreiem Bewohner und göttlich-schöner Gegend ich Ihnen in unsern nächsten Winterabenden erzählen werde: noch etwas mehr rechts erhebt sich das Dorf Trothe zwischen zwei Felsen-Reihen, zwi-

schen denen die Saale ruhig ihren Lauf fortsezt. In blauer Ferne steigt hier auch der Petersberg, die einzige beträchtliche Anhöhe in dieser Gegend, empor, welche ähnliche Ruinen faßt, als die sind, die den Giebichensteiner Felsen bedekken.

Nichts aber übertrift eine andre Felsengegend an der Saale zwischen Giebichenstein und Trothe! Wenn man diese mit Mühe erklettert hat, so findet man eine Art von Grotte mit einer Rasenbank, die einst ein fühlender Jüngling aus Halle hier anlegte. Man hängt mit dem Felsen über das Waßer herüber und die Aussicht hat man nach dem Bergschlosse: man ist fern von allem Gewühl der Stadt und des Dorfs, und kann ungestöhrt seinen Gedanken nachhängen. Ihnen diesen Plaz beschreiben —— das kann ich nicht. Ich sehe ihn fast täglich mit neuem Vergnügen. Sie müßen ihn selbst sehen. Begleiten Sie Ihren Sohn nach Halle, suchen Sie dieses Pläzchen auf, geben Sie hier Ihrem Sohne die lezten väterlichen Lehren, — und ich bin überzeugt: Sie danken mirs, daß ich Sie darauf aufmerksam machte. Was mir wenigstens hier gesagt würde, würde ich nie vergessen.

Doch mein Brief wird ein Buch. Ich muß schließen. Leben Sie wohl.

Fünfter Brief.

am 30sten Jul. 93.

Sie danken mir für meine Malerei — gut, daß Sie nie in Halle gewesen sind: Sie würden mir sonst nicht dafür danken, würden Sie verhunzt, und mich einen schlechten Landschaftsmaler nennen. Meine Beschreibung enthält nicht den tausendsten Theil von dem Schönen, was sich dem selbstbeschauenden Auge darbietet. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist das: kommen Sie selbst mit Ihren Söhnen und schon die Rükerinnerung an das, was Sie in Giebichenstein sahen und fühlten, wird Ihnen für diese Reise Lohn sein.

Sie wollen etwas von unsern Halloren wissen? — Ich werde Ihnen wenig davon sagen können, was Sie nicht schon wüßten. Von der Seite ihrer Fertigkeit im Schwimmen kennen Sie dieselben, und hier erwerben sie sich viele Verdienste um die hier Studierenden. Es sind zwei Badeplätze in der Saale von der Universität ausersehen, auf deren jedem zwei, oft mehrere Halloren im Sommer von früh um fünf bis Abends um zehn Uhr beständig sich aufhalten müssen, um Unglük zu verhüten. Eine trefliche Einrichtung! Es ist Karcerstrafe darauf gesezt, wenn ein Student

an einem andern Orte badend angetroffen wird. Die Halloren unterrichten auch im Schwimmen, und ich habe mit Erstaunen gesehen, wie einige Studenten, troz dem besten Halloren, von einer gegen zwanzig Ellen hohen Brükke ins Wasser sprangen, und dann ans Ufer zurük schwammen.

Es ist eine Freude, so eine Menge junger Leute im Kleide der Natur am Ufer umherwandeln, und die Schwimmer unter ihnen sich plözlich in das Wasser stürzen zu sehen. An manchem schönen Sommerabende soll ihre Anzahl auf dem einen Plaze sich oft auf mehrere hundert belaufen. Ich bin selbst einigemal, auch bei Tage da gewesen, und habe mich außerordentlich gewundert, daß alles so sittsam und artig zugeht. Von Frauenzimmern und Bürgern wird diese Gegend der Saale gar nicht besucht. Wer indessen ein gutes Auge hat — und manches Hällische Dämchen mögte sich hier wohl eins wünschen — kann auf dem Wege nach Paßendorf, von welchem der am häufigsten besuchte Plaz kaum vier bis fünf hundert Schritte entfernt ist, alles übersehen.

Als ein vorläufiges Beispiel von dem, was ich Ihnen vielleicht künftig von den Hefen der Hallischen Weiberrace erzähle, diene Ihnen Folgendes. Einst, da ich auch dort badete, wagte es ein weibliches Geschöpf den badenden und baden wollenden Studenten Kirschen zum Verkauf anzubieten. Wie

welt mußte nicht die Schaamlosigkeit dieses elenden Geschöpfs gehen! Treflich benahmen sich hiebei die jungen Leute: mit Abscheu sprachen sie davon und das Mensch jagten sie vom Platze. Ohnmöglich kann ich Ihnen die Freude beschreiben, die ich über dieses, jungen Leuten gewiß Ehre machende Benehmen hatte. Es ist ein wahrer Triumph der zunehmenden Sittsamkeit unter den jungen Studierenden!

Doch ich habe mich verirrt. Von Halloren wollte ich Ihnen erzählen und erzähle von badenden Studenten. Verzeihen Sie! doch vielleicht war Ihnen auch dieses nicht unintereßant, und ich werde mich über diese kleine Abschweifung beruhigen.

Die Halloren scheinen von einem ganz andern Menschenstamme zu sein, als die übrigen Bewohner Hallens. Man sagt, sie seien wendischen Ursprungs. Sie zeichnen sich nicht nur durch ihre Kleidung und die Art ihr Haar zu tragen, sondern selbst durch ihre körperliche Gestalt aus. Ihr Gesich hat ein gewißes, ich weiß nicht was, das einen Halloren verräth. Die meisten von ihnen haben hervorstehende Bakkenknochen. Unter den Männern sind einige leidliche Figuren; aber das schöne Geschlecht unter ihnen ist fast allgemein Muster der Häßlichkeit. Noch habe ich unter ihnen kein einziges Gesicht gefunden, das nur auf Mit-

telmäßigkeit Anspruch machen könnte. Wie geht das zu? Etwas kann wohl auf die Rechnung ihrer geschmaklosen Kleidung kommen, und auf den Schnitt ihrer häßlichen Hauben; aber ich glaube, wenn sie auch nach meiner Lieblingsmode, das Haar ungekünstelt herunter gekämmt, giengen, so würden sie mir doch unleidlich sein, weil ich nichts Häßlichers kenne, als das Hallorenhaar. Schon bei Kindern hat es meist eine schmuzig graue Farbe.

Bei aller der Härte, wozu sich diese Menschenrace früh gewöhnt, erblikt man doch kein einziges gesundes rothes Gesicht unter ihnen. Ihre Erziehung hat etwas Spartisches. Die Kinder laufen oft baarfuß und im bloßen Hemde im Schnee einher und selbst ältere Hallorenweiber und Mädchen gehen im Winter gewöhnlich baarfuß. Häßlichere Füße und Beine — sie tragen leider kurze Rökke — sah ich noch nie.

In ihrer Tracht haben die Halloren sehr viel Auszeichnendes. Ihr Haar ist dicht auf dem Kopfe weggeschnitten, fast wie weggeschoren: nur an den Schläfenseiten laßen sie ein kleines Zöpfchen hängen. Es sieht poßierlich aus! Ihre Hüte haben einen ganz eignen Stuz: sie sind von der Art, die Sie sonst Himmelsstürmer zu nennen beliebten. Der Schnitt ihrer Rökke ist aus dem vorigen Jahrhundert. Wenn sie Galla machen, so

tragen sie hellblaue oder ziegelrothe Kleider mit schwarzem Schaafpelz gefüttert und ein dergleichen Vorstoß und zwar nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer. In den Koten gehen sie aber, besonders des Sommers, fast ganz nakkend: die Männer ohne Hemde blos in ein paar leinenen Beinkleidern, die Weiber und Mädchen mit einem kleinen schmuzigen Rökchen und einem elenden Kamisölchen ohne Aermel, übrigens auch ohne Hemde. Ihre Gestalten sind ein wahres Präservativ gegen die Liebe.

Mit den Studenten gehen die Halloren auf einem sehr vertrauten Fuß um. Sie nennen sich einander Schwager und duzen sich: doch diese letzte Gewohnheit scheint abzunehmen. Bei Tumulten — mit diesem sesquipedali verbo benennt man hier die kleinen Aufwallungen jugendlicher Freude und Wildheit der Studenten (die ich übrigens gar nicht in Schuz nehmen will), wenn sie einmal einem sogenannten Philister*), der vielleicht eine kleine Züchtigung wegen Grobheit und Prellerei verdient, die Fenster einwerfen und den Glasern etwas zu verdienen geben; oder wenn

*) Mit diesem Namen benennt bekanntlich der Musensohn alles, was nicht mehr Student ist: im vorzüglichen Sinne aber heißen so diejenigen Bürger, die Pferde an die Studenten vermiethen.

sie mit einem etwas lauten ça donc! ça donc! durch die Straßen ziehen und sich durch die allgewaltigen eisenbeschlagenen Stäbe der Häscher, Bleistifte genannt, wieder zerstreuen lassen — Bei Tumulten, sage ich, sind die Halloren die treuen Bundesgenoßen der Studenten: sie interessiren sich für sie, und wären fähig im Enthusiasmus sich für sie aufzuopfern.

Auch für die Stadt haben die Halloren keinen geringen Nutzen: bei Feuersbrünsten sind sie unermüdet thätig. Sie klettern hier auf die Dächer und an die gefährlichsten Oerter, um mit ihrer Salzsole zu löschen. Sie können dieses eher als jeder andre, weil sie der fürchterlichsten Hitze schon aus ihren Koten gewohnt sind.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Ihnen noch etwas von einer Art des Verdienstes dieser Leute sagen. Bei allen Leichen, deren Verwandte ihren Abgeschiedenen noch eine kleine Ehre erzeigen wollen, sind Halloren gegenwärtig. Die Aermern werden von ihnen hingetragen, und diejenigen, die ihren Todten auf den Gottesakker fahren laßen, setzen etwas darin, wenn eine rechte Menge schwarzgekleideter Halloren neben dem Leichenwagen hergehen. Eine auffallende Art von Luxus! Im ganzen genommen gefällt mir kein Luxus weniger, als den man bei Leichen und Leichenbegängnissen anwendet: für die guten Hallo-

ren ist indessen dieser ein sehr gutes Mittel, ihre Einkünfte zu vermehren; und in so fern wünschte ich kaum, daß er ganz abgeschaft würde: nur müßten es die Aermern den Reichern nicht immer gleich thun wollen!

Dieß wäre es denn, was ich Ihnen von diesem Theile der Einwohner der Stadt Halle sagen konnte. Ist die Nachricht unvollkommen, so muß ich um Verzeihung bitten: ich habe sie noch nicht recht beobachten können, und gab Ihnen, was ich geben konnte. Ich bin 2c.

Sechster Brief.

am 8 Aug. 93.

Ihr Verlangen, Sie jezt schon mit der Universität bekannt zu machen, kann ich immer noch nicht erfüllen: ich muß hier nothwendig erst noch mehr beobachten. Eher kann ich Ihnen vielleicht etwas von dem Zustande der hiesigen Kirchen und der Religion sagen.

Es scheint sich auch hier zu bestätigen, daß in den Orten, wo die meiste Aufklärung*) herrscht,

*) Ich nehme dieses Wort hier ganz in dem zweideutigen Sinne, in dem man es oft nimmt. Ich über=

auch der meiste Aberglaube, mit unter auch Schwärmerey herrsche. Berlin liefert hievon ein auffallendes Beispiel, aber Halle nicht minder. Können Sie es glauben, daß in Halle, dem Orte, von dem ein grosser Theil aller wahren und falschen Aufklärung Deutschlands ausgieng und ausgeht, daß in diesem Orte erst vor zwei Jahren nur mit der äußersten Mühe noch ein Gesangbuch verdrängt werden mußte, in welchem wahre Meisterstükke von Kraßheit der Begriffe vorkamen? Können Sie es glauben, daß man damals, da man damit umgieng, diese liturgische Verbeßerung einzuführen, einige Blitzstrahlen, die in die Kirchthürme jener Kirchen fuhren, an denen die Prediger sich für das neue Gesangbuch verwandten, können Sie es glauben, daß man, sage ich, diese Blitzstrahlen für unmittelbare Strafen Gottes erklärte, wodurch er die neuerungssüchtigen Prediger aus ihrem Frevel wekken wollte? Können Sie es glauben, daß in vielen Hallischen Kirchen kaum ein Versuch gemacht worden ist, die allgemeine Beichte einzuführen, die doch so unläugbare Vorzüge vor der Privatbeichte hat? Können Sie es

laße es jedem Leser, demselben einen Sinn unterzulegen, den er für gut findet. Er mag es im Guten oder im bösen Sinne nehmen; die Sache bleibt immer die nämliche.

glauben, daß erst vor kurzem noch, (ich glaube gar in einigen Kirchen noch jezt,) es üblich war, daß ziemlich erwachsene Knaben beim Abendmahle dem Kommunikanten ein Tuch vorhielten, damit nichts von der heiligen Speise und dem heiligen Tranke, nichts von dem wahren Leibe und Blute Christi verlohren gienge? Fast unmöglich mögte dieß hier in Halle scheinen, aber es ist nur zu wahr. Wenige von den Predigern vermögen es, sich über den alten Schlendrian hinweg zu setzen, und von den wenigen, die es könnten, thun es noch wenigere.

Es giebt hier noch einzelne Ueberbleibsel von Sichtelianern, einer Parthei, deren Anhänger nach und nach immer seltner werden. Sie kennen die Grundsätze dieser Sekte, so viel Uneingeweihte davon erkennen können, und ich will mich dabei nicht aufhalten. Nur das noch, daß man sich wundert, woher die Anhänger dieser Sekte, die eben nicht die fleißigsten Arbeiter sind, das Geld hernehmen. Ich kann es nicht läugnen: ich mögte gern tiefer in die Geheimniße dieser Parthei dringen. Sie gehört gewiß zu den am wenigsten bekannten Religionspartheien, die es in unserm Deutschland giebt.

Außer diesen wenigen Anhängern Sichtels versammeln sich noch hie und da einige Klubs, theils Herrnhuter, theils anderer Gläubiger, zu denen

sich auch selbst einige sonst sehr vernünftige Männer halten. Ich weiß nicht, durch welches Ohngefähr ich mit einem solchen Manne einst zusammen gerieth. Ich schien ihm zu gefallen. Die Rede kam auf politische Sachen, und von da, weiß Gott: wie? auf die Religion. Ich äußerte auch hier meine Grundsätze frei, und sagte ihm, bei dem Bewußtsein, meine Pflicht zu thun, sei ich ruhig, und bei dem Bestreben, gut zu sein und recht zu handeln, müße mir Gott gnädig sein. Himmel! was machte der Mann da für ein Gesicht! Ich konnte das odi profanum vulgus et arceo in seinen Mienen lesen. „Verlaßen Sie sich „nur auf ihre Tugend, sagte er, und kehrte mir „den Rükken zu, verlassen Sie sich nur auf ihre „Tugend! Der Glaube wird Ihnen schon in die „Hand kommen: Christus, Christus" — hier wurde mir sein Gesicht fürchterlich — „erwarb uns Gnade." Ich bedauerte den Mann, der vorher so treflich raisonnirt hatte und staunte ob seiner Intoleranz: denn nun vermied er mich beständig.

Ganz vorzüglich sich auszeichnende Prediger haben wir hier nicht. Es ist dieß ein großer Fehler einer Universitätsstadt, in der so viele junge Männer zu Predigern gebildet werden sollen. Sonst soll der jetzige Konsistorialrath Niemeier zuweilen in der Garnisonkirche gepredigt haben, und

von ihm ließe sich freilich — Einiges erwarten; die Kälte aber, mit der man seine Bemühungen aufnahm, mußte ihn natürlich kränken, und er strafte die Hallenser dadurch, daß er auch gegen sie kalt wurde, und aufhörte, zu predigen. Sie werden wohl eben so begierig sein, die Ursache jener Kälte zu wissen, als ich es war, da ich von dieser Geschichte hörte. Sie liegt in einem bloßen Vorurtheile: man hielt den treflichen Mann wegen seiner Figur und wegen seines auszeichnenden Ganges für stolz, oder wohl gar noch für etwas mehr, was man an einem Gelehrten so wenig leiden kann. Jezt scheint man hievon zurükgekommen zu sein. Die meisten jungen Leute sprechen von ihm gut, und wenn, wie es wohl noch zuweilen der Fall ist, einer gegen ihn eingenommen zu sein scheint, so vertheidigen ihn andere. Vorzüglich thun dieß diejenigen Jünglinge, die sich seines nähern Umgangs freuen, oder die ihn nur aus seinen Vorlesungen kennen. Ob Niemeier indessen je wieder predigen wird, daran zweifle ich: seine Geschäfte haben sich zu sehr gehäuft, und wäre dieß auch nicht, so mögte mich in seiner Stelle jene Kälte doch so tief gekränkt haben, daß ich hier nie wieder eine Kanzel besteigen würde.

Was die ordentlichen Prediger von Halle betrift, so kann Ihnen ohnmöglich etwas daran liegen, wenn ich sie Ihnen alle schildern wollte. Ich

habe sie ziemlich alle gehört, viele aber gleich zum erstenmale so, daß ich kein Verlangen in mir fühlte, sie noch einmal saalbadern zu hören. Den ersten Rang behaupten wohl Westphal, Senf, Wagniz, Pauli und Pischon. Jeder von ihnen findet sein Auditorium: der eine wird wegen dieser, der andere wegen jener guten Eigenschaft geschäzt. Empfehlen Sie Ihrem Sohn bei seiner Abreise diese Prediger, und überlassen Sie es ihm, sich aus ihnen den zu wählen, den er für den besten hält.

Westphal und Wagniz stehn beide an der Marktkirche: ersterer ist Inspektor über einen Theil des Saalkreises und Oberprediger; der andere zweiter Diakonus. Beide zeichnen sich sehr vor ihrem Herrn Collegen, dem berüchtigten Eisfeld, aus, der jezt neuerdings das allgemeine Gespräch der Stadt ist. Er ist ein Eiferer für Altgläubigkeit und ein Verkünder des Glaubens: er predigt Liebe, und er befolgt die Vorschriften, die er giebt: er liebt gar sehr!!! Herr Profeßor Wolter — so, glaube ich, schrieb er sich sonst, nicht Woltär — erkannte seine Verdienste an. Er sahe, selbst ein erklärter Freidenker und Spötter alles dessen, was heilig gehalten wurde, doch ein, wie verderblich es sei, wie die hallische Heterodoxie, der Neologismus, Naturalismus, und wie die grausenden Dinge alle weiter heissen, um sich grif-

fen,

sen, und wollte daher dem wahren Glauben eine Stütze geben. Er schlug also Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister des geistlichen Departements, von Wöllner, jenen Prediger vor, als den Mann, der fähig sei, dem reissenden Strom des Unglaubens einen Damm entgegen zu werfen, wenn man ihm eine ordentliche Professur der Theologie und zugleich die Inspektion über alle Schulen übertrüge. Uebel wars nun freilich, und schade um dieses trefliche, seinem Erfinder Ehre machende Projekt, daß Herrn Wolters Collegen bei der Akademie diese Fähigkeit jenes Predigers und Ausübers der — Liebe nicht finden konnten, und daß doch ihr Urtheil von Berlin aus über diesen Mann verlangt wurde. Dieses lief denn dahinaus, daß jener Mann es nicht sei, auf dessen Schultern die Orthodoxie ruhen könnte. — Ein unersezlicher Verlust für die Akademie! Halle wird nun wohl schon die Schule des Unglaubens und der Vernunft bleiben müssen! Herr Wolter und sein Klient trösten sich mit dem Gemeinspruche: jeder Mensch hat seine Feinde! —

Verzeihen Sie, mein B., diese kleine Abschweifung! Da ich von den hiesigen Predigern redete, und zwar gerade von den Kollegen jenes Mannes, den jezt ein so fataler Vorfall um eine Professur und noch dazu in ein übles Gerücht bringen mußte, so konnte ich nicht umhin, Ihnen

die Geschichte selbst mitzutheilen, die jezt hier so allgemeines Aufsehen macht.

Senf ist Consistorialrath, Inspektor über den andern Theil des Saalkreises und Oberprediger an der Morizkirche. Vielen ist er ein vortreflicher Prediger. Er gefällt vorzüglich wegen seiner Popularität. Doch tadelt man an ihm, daß er zu häufig Persönlichkeiten auf der Kanzel vorbringt. Seine Themata aber, die er abhandelt, sind immer vortreflich gewählt, und gewöhnlich auch gut ausgeführt. —

Pauli und Pischon sind zwei reformirte Prediger an der Domkirche. So alt auch schon der erstere ist, so erkennt man doch gleich den einstigen großen Redner in ihm. Sein Anblik, wenn er auf der Kanzel steht, erregt Ehrfurcht. Sein Alter hat ihn behutsam und vorsichtig gemacht: sonst soll er freier geredet haben. Als zwei und siebzigjähriger Greis hat er ganz mit seinem Zeitalter gleichen Schritt gehalten, und in Privatgesellschaften soll er noch ganz so reden, wie er denkt, und so denken, wie jeder vernünftige Denker denken muß. Pischon ist noch ein junger Mann, und läßt für die Zukunft viel von sich erwarten.

Unter dem gemeinen Mann findet Güte, Prediger an der Ulrichskirche und Profeßor der orientalischen Sprachen den meisten Beifall. Die

Kirche, in der er predigt — er hält auch den Gottesdienst wöchentlich Einmal Donnerstags Nachmittags in der Marktkirche — ist immer gestopft voll, und man sieht unter seinen Zuhörern sehr viel — andächtige Gesichter. Er ist fern von Allem, was Neuerung heißt, und vermag sich ganz zu dem herabzulassen, was sein Auditorium gern hört. Alles, was er sagt, sagt er mit einem Anstrich von Herzlichkeit. Man tadelt an ihm, und wohl nicht ganz mit Unrecht, seine Anhänglichkeit am Alten. Von seinen Verdiensten um die Akademie vielleicht etwas in einem meiner folgenden Briefe.

Eine ganz eigene Einrichtung in der Kirche der Vorstadt Glauche muß ich Ihnen, ehe ich diese Materie schließe, noch mittheilen. Sie ist so treflich, daß sie, vorzüglich auf Dörfern nachgeahmt zu werden verdiente, besonders wenn man alles thut, was man thun kann, um sie noch zwekmässiger zu machen. Hier ist man, aber aus ganz andern Gründen, dagegen eingenommen. Doch davon nachher: erst die Sache selbst. Im Sommer wird des Sonntags Nachmittags von fünf bis sechs Uhr eine Wiederholung der Vormittagspredigt angestellt. Es ist ein förmlicher Gottesdienst der äußerst zwekmäßig gemacht werden könnte. Zuförderst wird gesungen, und dann geht der Prediger auf die Kanzel und examinirt von dort

aus die ältern Waisenknaben über das, was er früh in der Predigt gesagt hat. Dazwischen läßt er zuweilen auf Salzmannische Art einen oder ein paar Liederverse singen, um das Erschlaffen der Aufmerksamkeit zu verhüten, und dann schließt das Ganze wieder mit einigen Gesangbuchversen. Wer da weiß, wie unmöglich es für den gemeinen Mann ist, dem Prediger bei einer zusammenhängenden Rede immer zu folgen, wer es weiß, wie schwer es ihm wird, das Ganze zu übersehen, wer weiß, wie vielen Eindruk oft ein richtig angebrachter Gesangbuchvers macht, den man selbst mitsingen kann: der wird sich von der innern Güte dieser Einrichtung vollkommen überzeugen. Bei der Stiftung dieser Anstalt hat man indeßen noch eine Nebenabsicht gehabt, wenn es nicht gar Hauptabsicht gewesen ist. Man wollte nämlich den Dienstbothen von Halle, deren sämmtliche Geschäfte sie gewöhnlich bis weit nach Mittag hin in dem Hause ihrer Herrschaft halten, eine Art von Gottesverehrung verschaffen, und dazu konnte man freilich keine gelegnere Stunde wählen, als gerade die von fünf bis sechs, wo das Medisiren der Herrschaften dem dienenden Stande Ruhe gewährt.

Warum man gegen diese Anstalt — die Kirche wird sehr häufig besucht — etwas eingenommen ist? — Aus einem Grunde, den sie wohl schwerlich erwarten sollten. Nach Beendigung des Got-

tesdienstes wird gewöhnlich bei schönem Wetter spazieren gegangen und da soll er denn oft Gelegenheit zu verliebten Auftritten und Zusammenkünften gegeben haben. Sehr viele Hallische Mariagen sollen in diesen abendlichen religiösen Zusammenkünften geschloßen sein, und es ist dieß auch nicht unwahrscheinlich. Aber wer weiß denn, wie viele es nicht giebt, die auch die gewöhnlichen Kirchen blos in der Absicht besuchen, um den Gegenstand zu sehen, den sie lieben!

Dieser Brief ist länger geworden, als er vielleicht hätte werden sollen. Schreiben Sie es auf die Rechnung meiner Liebe zu Ihnen. Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.

Ich soll Ihnen in Absicht der hier Studierenden geben, was ich geben kann — nun gut, ich werde es thun: die Unvollständigkeit der Nachricht aber müßen Sie keinem andern, als sich selbst zuschreiben. Sie sehnen sich nach meinem Urtheile über die hiesigen jungen Leute, und können die Zeit nicht abwarten, bis ich vielleicht ein reiferes davon ab-

legen könnte: natürlich also muß es Unvollkommenheiten enthalten.

Im Ganzen genommen ist der Unterschied zwischen den hiesigen jungen Leuten, und zwischen denen in Jena und Leipzig außerordentlich auffallend, und ich kann nicht anders, als den Hallensern den Vorzug geben. Sie verdienen ihn, mögte ich fast sagen, in jeder Rüksicht. Der Ton, der jezt unter ihnen der herrschende ist, ist jener glükliche Mittelton zwischen allzugroßer Leipziger Feinheit, die gewiß für junge Denker nichts weniger als vortheilhaft ist, und zwischen der oft keine Grenzen kennenden Jenaischen Rauheit. Von groben Excessen hört man jezt nichts mehr: die einzigen Unannehmlichkeiten, die noch zuweilen vorfallen, sind zwischen ihnen und dem Militaire, besonders den Officieren, von denen es einige kleinlichdenkende — unter den übrigen soll es vortrefliche Männer geben — gar nicht vergessen können, daß sie in Rüksicht einiger kleinen Straßenrechte den Studierenden nachstehen. Daß ich bei meinem Hiersein keine auffallende Vorfälle erleben werde, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können: denn jezt ist blos ein Depotbataillon hier, und das ist zufrieden, wenn man nur mit ihm zufrieden ist.

Man hielt es sonst wohl für ausgemachte Wahrheit, daß in Gesellschaften von Studenten gewiß ein Drittel der Zeit durch unanständige Ge-

spräche verstriche. Ob und wie dieß sonst der Fall war, weiß ich nicht; daß es aber jezt nicht mehr so ist, weiß ich gewiß. Ich bin oft vier bis fünf Stunden unter ihnen gewesen, ohne den geringsten schmuzigen Ausdruk von jemanden zu hören; ich habe sie eben so lange in einiger Entfernung, ohne mich unter sie zu mischen, beobachtet; und nie sprachen sie Unanständigkeiten. Daß indeß nicht oft genug so etwas vorfallen sollte, ist gar nicht zu erwarten, wenn man bedenkt, daß es junge Leute sind, die denn doch immer nichts mehr interessirt, als ein Weib, und daß einige der hiesigen Leihbibliotheken leider! oft noch die schmuzigsten Sachen ausgeben, die denn natürlich am gierigsten gelesen werden. Kann oder will hier der akademische Senat nichts thun? — Billig sollte ers wenigstens, und er kann es, da alle Antiquare unter seiner Gerichtsbarkeit stehen.

Etwas Rauhes hat freilich der Ton noch immer, aber ich bin überzeugt, dieß wird nach und nach gewiß abgeschliffen werden. Junge Leute, die fast vier Jahre hier gewesen sind, haben mich versichert, daß sich schon in dieser Zeit der Ton ausserordentlich verbeßert habe. *) Zu dem noch et-

*) Wer den auffallenden Unterschied zwischen der ehemaligen akademischen Lebensart und der jezigen anschaulich kennen zu lernen wünscht, der findet

was Rauhen der Studentensprache gehört z. B. ihre oft nicht zum Besten angebrachte ganz eigne Terminologie gewißer unter ihnen oft vorkommender Begriffe. So wird man z. B. nie in dem Munde eines Studenten das Wort Sechser oder sechs Pfennig hören: statt dessen wird immer das Wort Spieß gebraucht, und von einigen wird sogar Groschen nicht ausgesprochen, sondern man sagt zwölf, achtzehn, zwanzig Spieße. Für den Begriff in Noth oder bange sein hat man besonders viele Ausdrükke, deren Bedeutung aber immer etwas anders modificirt ist. Dahin gehört z. B. bindfadiren, Bindfaden ziehen, auf dem Miste sitzen und noch andre Worte, die ich nicht gern in den Mund nehme. Man hat ein förmliches, ein ganzes Alphabet starkes Lexicon dieser Terminologieen, mit dem sich denn mancher sogenannte Fuchs *) gar fleissig bekannt macht, um bei vorkommenden Fällen nicht anzustossen, und für das anerkannt zu wer-

ihn, nebst manchen andern wichtigen Winken für Eltern und deren studierende Söhne, in — Laukhards Leben und Schiksalen, von ihm selbst beschrieben. Halle, bei Michaelis und Bispink, 1792.

*) So nennt man jeden neuankommenden Studenten das erste halbe Jahr hindurch.

den, was er ist. Mancher Artikel darin ist nicht übel ausgearbeitet.

Im allgemeinen herrscht hier unter den jungen Theologen eine weit größere Thätigkeit, als unter den jungen Juristen. Jenen macht — vergessen Sie aber nicht, daß ich im Allgemeinen rede — ihr Studium Freude: es gewährt ihnen ein Interesse, das fast allen Glauben übersteigt. Wahrscheinlich, ja fast mehr als wahrscheinlich ist es, daß dieß in temporellen Umständen seinen Grund hat. Bei dem jetzigen, Gott gebe! lezten Kampfe zwischen Finsterniß und Licht in der Theologie und Religion wird der Forschungsgeist der jungen Leute rege. Die Göttin der Nacht und der Finsterniß nimmt noch einmal alle Kräfte zusammen, um dem jugendlichen Gotte des Lichts und des hellen Mittags mit dem Dolche der Barmherzigkeit den lezten Stoß zu geben. Dieser windet und drehet sich, weicht aus, wo er ausweichen kann, und hält, wo dieß nicht angeht, der grausen Nacht die Fakkel Vernunft vors Antliz. Sie kann das Licht nicht vertragen, verhüllt sich und zieht sich zurük. Die erlittene Demüthigung schmerzt ihr, sie erkrankt vor Groll und bekömmt Krämpfe und Zukkungen, in denen sie noch einmal wüthend anfällt. Natürlich muß jungen Denkern dieser äußerst interessante Kampf, der ihnen so nahe liegt, wichtig sein, besonders da sie bald selbst mit auf den

Kampfplaz treten. Dieß erhält ihren Forschungsgeist in Thätigkeit: und selbst die Nichtselbstdenker ergreifen Parthei, schlagen sich auf die Seite derer, die ihnen vordenken, schämen sich in der Gesellschaft der Denker des noch hie und da verweilenden Schattens in ihrem Lichtsystem, und fangen endlich an, sich zu wundern, wie es nur hat möglich sein können, daß jener Schattenflekken noch so lange verweilen konnte. Das sich Schämen dieser Schattenflekke, ist, wie mich viele junge Theologen versicherten, der erste Schritt zur Erhellung ihres ganzen Systems gewesen — ganz der beobachtenden Erfahrung über unsre Seele gemäß. O Freund, wie freue ich mich, daß aus Halle so viele junge Männer ausgegangen sind, ausgehen und ausgehen werden, die durch kein Edikt bewogen werden können, ihrer Vernunft Feßeln anzulegen und sie unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Jene Krämpfe und Zukkungen der Orthodoxie haben also doch einen großen Nutzen, und wer kann es läugnen, daß schon blos in dieser Rüksicht der Nutzen den Schaden weit überwiegt? — *)

*) Vor einiger Zeit schikte mir einer meiner Freunde, den ich in Halle zurükließ, ein Edikt, das man ans schwarze Bret angeschlagen hatte, und das sehr charakteristisch ist. Ich theile es hier mit, enthalte

Auf das Interesse, das die jungen Theologen an ihrer Wissenschaft finden, können Sie, lieber Freund, schon aus dem Umstande schließen, daß sie mehrere kleine theologische gelehrte Gesellschaften unter sich haben. Ich allein kenne davon fünfe, und in diesen soll, nach wahrscheinlichen Behauptungen, eine alles übertreffende Denk- und Redefreiheit herrschen. Ich habe mit einigen Mitgliedern solcher Gesellschaft Bekanntschaften zu machen gesucht. Es hielt freilich schwer, theils weil sie gegen Nichteingeweihete eine gewisse Zurükhaltung beobachten, theils weil sie zu sehr ihrem Studio leben; aber es gelang mir und ich bin aufs angenehmste belohnt worden.

mich aber dabei aller Anmerkungen, weil sie sich von selbst machen. Es lautet wörtlich wie folget:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm ꝛc. Es ist uns angezeigt worden, daß die Irreligion der Studierenden auf unsern Landesakademieen nicht nur überhaupt immermehr zunimmt, sondern daß auch selbst diejenigen Studiosi Theologiae, welche (um) die Erlaubniß zu predigen nachsuchen, größtentheils weder zum heil. Abendmahle gehen, noch sonst den öffentlichen Gottesdienst besuchen, vielmehr gegen beides die größte Gleichgültigkeit und Verachtung bezeigen.

Da nun ein solches Betragen angehender Theologen in Rüksicht auf ihre künftige Be-

Ich wünschte, dieses auch von den hiesigen jungen Juristen sagen zu können; aber selten, äusserst selten trift man einen unter ihnen, der sich etwas über sein Jus hinaus wagte. Die meisten machen ihren Kursus d. h. sie hören Naturrecht, Privatrecht, Jus publicum, allenfalls Geschichte des deutschen Reichs und wenns hoch kommt, die Pandekten und Institutionen. Dann sind die Juristen comme il faut, und gehen zurük in ihr Vaterland. Die wenigsten von ihnen hören ein Kollegium über die Logik und Metaphysik; — das ist eine abscheulich trokne Wissenschaft für sie. Ihr Herz und ihren Geschmak bilden sie nicht durch das Studium der Moral und der Aesthetik, wä-

stimmung nothwendig großen Schaden und Aergerniß verursachen muß und wirklich verursacht, so haben wir, um diesem Uebel möglich abzuhelfen, festzusetzen allergnädigst geruhet, daß von nun an ein jeder Studiosus Theologiae, wenn derselbe um die Lizenz zu predigen nachsucht, ein schriftliches Zeugniß seines Confessionarii beibringen müße, ob er sich wegen seiner bisherigen akademischen Zeit ad sacra gehalten habe, ohne welches Zeugniß ihm die Lizenz durchaus verweigert, und nicht eher ertheilt werden soll, bis er sich mehr als ein Verehrer des öffentlichen Gottesdienstes und der Anordnungen Christi gezeigt haben wird, wornach sämmtliche Consistoria dato instruirt werden.

re ihnen auch zu verdenken: sie können es ja nä-
her und praktischer haben. Wofür wären die vie-
len Hunderte von Romanen und Komödien da?
Ich will nicht behaupten, daß dieß der Geist aller
hier studierenden Juristen sei; das sei ferne: ich
habe mich auch oben schon darüber erklärt; aber
bei weitem der größere Theil unter ihnen hat sich
diesen Plan vorgezeichnet, den ich Ihnen so eben
nachgezeichnet habe, oder vielmehr, richtiger zu
sagen: sie handeln ganz und gar ohne Plan.

Intereßant müßte hier eine Parallele werden,
die man zwischen den Jenensern und Hallensern
sowohl in diesen, als in andern Rüksichten zöge.
Ich kann das jezt nicht, theils weil mein Aufent-
halt in Jena doch immer noch zu kurz war, um
ein ganz richtiges Urtheil über den Geist der dort
Studierenden fällen zu können. So viel ist in-
deßen gewiß: im Ganzen ist man in Jena weit
geselliger, als hier. Ich war daselbst kaum vier-
zehn Tage, und hatte schon sehr viele Bekannt-
schaften, unter denen einige recht gute Köpfe wa-
ren; hier im Gegentheil war ich schon vier Wo-
chen, da ich außer denen, die mit mir in einem
Hause wohnten, nur äußerst wenig Studenten
kannte. Dieß muß Ihnen um so mehr auffallen,
da Sie wissen, daß ich in der Absicht mit ausrei-
sete, um mich besonders in den Kreis der jungen
Leute zu mischen, um nicht nur Beobachtungen zu

machen, über den Geist, der sie jezt belebt, sondern auch, und vorzüglich über das, was sich in Zukunft von ihnen erwarten läßt, und über das Ganze der Universität. Die zu große jenaische Geselligkeit hält viele junge Theologen vom Fleiße ab; auch kann ihr Studium für sie ohnmöglich das Intereße haben, was es für die Hallischen Theologen hat, da niemand ist, der ihrer Vernunft Schranken setzen will. Der Antheil, den sie an dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Vernunft und Unvernunft nehmen, ist nur sehr entfernt, und kann auf sie nicht wirken. Sie gehen ruhig ihren Gang fort, den ihnen einst ihr Döderlein und jezt ihr Paulus und Griesbach vorzeichnen, ohne durch einen Anstoß von außen mehr zur Selbstforschung angetrieben zu werden. Was aber die jungen Juristen in Jena betrift, so zeichnen sich diese sehr vor den Hallischen zu ihrem Vortheile aus. Es war mir eine Freude, sie über das höchste Princip in der Moral und dem Naturrechte und über die Gründe des Schönen mit einander disputiren zu hören. Sie stritten über Raum und Zeit, nahmen bei ihrem Disputiren Beispiele aus ihrem Jus her, in dem sie schon ganz zu Hause waren, und sprachen selbst über theologische Gegenstände mit Wärme. Und dieß that nicht etwa einer oder der andre, sondern es war fast allgemeiner Geist unter ihnen. Philosophische Gegen-

stände, die für diese junge Jenenser so viel Interesse haben, sind für unsre Juristen böhmische Dörfer, Dinge, die in ihr Herz nie kommen sind. Das einzige, was noch etwas mehr Interesse zu haben scheint, als für die Jenenser — aber auch hier rede ich wieder nur im Allgemeinen — ist vielleicht die Geschichte des deutschen Reichs. Sie müßten aber auch ganz ohne allen Geschmak sein, wenn ihnen dieses an sich schon so intereßante Studium unter Anleitung eines Krause nicht gefallen sollte.

Mediciner kenne ich zu wenig, als daß ich mit Gewißheit von ihnen urtheilen könnte. Sie sprechen indessen mit Wärme von ihrem Studio, und schon dieß giebt mir von ihnen ein gutes Vorurtheil. Im Umgange sind sie weit artiger, als Juristen und Theologen, und haben besonders gar nichts von dem bramarbasirenden Tone, der unter den Juristen so allgemein ist. Ein Mediciner neben einem Juristen würde ein Leipziger neben einem Jenenser scheinen. Ich schließe jezt mit dieser Nachricht, und bin ꝛc.

Achter Brief.

Sie fragen mich, lieber B., ob der Ordensunfug und die sogenannten Landsmannschaften auf der hiesigen Akademie noch fortdäuern? — ich glaube nicht mehr in dem Grade, wie einst. Zwar existiren noch Unitisten und Konstantisten, diese ewigen Antipoden; aber auch unter ihnen muß es jezt weit artiger zugehen, als es sonst zugieng. Man hört jezt wenig von Schlägereien und Duellen, woran vorzüglich die Landsmannschaftskränzchen Ursach zu sein scheinen, die es sich zum angelegentlichsten Geschäft machen, sich dem Ordensunfuge zu widersetzen. Ueber das Innere jener beiden genannten Orden herrscht ein undurchdringliches Dunkel, ganz so wie über das Innere mehrerer geheimer Orden, die an der Lichtscheu kranken. Eine Bemerkung, die ich über sie machte, theile ich Ihnen mit. Sie haben, wie alle Orden den Rekrutirungsgeist und suchen besonders dreierlei junge Leute in ihr Interesse zu ziehen. Sie müßen entweder reich sein, oder sich aufs Schlagen verstehen, oder endlich sich durch ihren Kopf auszeichnen. Daß der Zwek dieser Orden wohl nicht der beste sein könne, ist ausgemacht; aber das hindert nicht, der innern Einrichtnng dieser

Orden

Orden selbst Zwekmäßigkeit zuzugestehen. Vielleicht giebt es für sie nichts Zwekmäßigeres, als gerade ihre Einrichtung ist. Wie wäre es sonst möglich, daß sie sich bis jezt hätten erhalten können, ohnerachtet der vielen Edikte dagegen, ohnerachtet des feierl. Handschlags, den man dem jedesmaligen Prorektor bei seiner Inscribirung mit dem Versprechen geben muß, in keinen Orden zu treten. Sollte etwa der akademische Senat die Orden selbst für gut halten? oder, wenn er gerade dieß nicht thut, sollte er wenigstens nicht meinen, es sei nicht gut, dem Ordenswesen ein Ende zu machen? Zu dieser Vermuthung bewegt mich die Ueberzeugung, daß der akademische Senat gewiß jeden kennt, der Ordensbruder ist, und daß der Prorektor es oft den Abend schon weiß, wenn den Nachmittag jemand in den Orden aufgenommen wurde. Es kann indeßen sein, daß man blos deswegen nicht strenge in Ausführung der Edikte gegen den Orden ist, weil sich so viele reiche junge Leute in denselben befinden. Man agirt nicht gern gegen diese, indem man dem Glanze der Akademie zu schaden glaubt, wenn sie, durch jene Strenge bewogen, etwa die Universität verlaßen sollten. Ob hier diese erleuchteten Männer wohl recht thun, wenn sie einmal von der Schädlichkeit der Orden überzeugt sind? Fast zweifle ich.

Auffallen wird es Ihnen, mein guter B., der Sie sich von dem innern Zusammenhange dieser Orden wahrscheinlich noch keine ganz richtige Vorstellung machen, wenn ich Ihnen sage, daß sie selbst sogar auf den verschiedenen Universitäten mit einander in Verbindung stehen. Die Konstantisten und Unitisten in Jena und Frankfurth an der Oder korrespondiren zum Beispiel sehr fleißig mit denen in Halle, und bei wichtigen Angelegenheiten — verkennen Sie hier aber nicht das Relative in dem Begriffe wichtige — sind sogar zuweilen Zusammenkünfte zwischen ihnen. Besonders geschieht dieß häufig zwischen den Jenensern und Hallensern; und Naumburg, das auf der Hälfte des Weges zwischen Jena und Halle liegt, ist gewöhnlich der Ort ihrer Zusammenkunft. Wohl mögte ich einmal ein unsichtbarer Zuschauer und Zuhörer eines solchen Ordenskonvents sein. Es muß für den Psychologen einen treflichen Anblik gewähren, wenn man diese jungen Leute mit einer wichtigen Miene über das Wohl und das Weh eines — Unitistenordens debattiren hört. Doch das sind Mysterien, in die ein profanes Auge und Ohr nicht dringen darf!

Die Hauptantagonisten der Orden sind nun die Landsmannschaftskränzchen, die noch nicht gar lange, kaum drei bis vier Jahre her, existiren. Die Hauptabsicht derselben ist die, neuangekom-

mene Studierende durch ihre Aufnahme vor dem Eintritt in die Orden zu bewahren. Sehr löblich! Den Anfang hiermit machten die biedern Westphälinger, die sich überhaupt vor allen andern Landsmannschaften am vortheilhaftesten auszeichnen. Ihnen folgten die Schlesier und Märker. Sie versammeln sich alle vierzehn Tage einmal und erhalten so unter sich den Esprit commun und Esprit du corps. Von den Eintritts- und Beitragsgeldern, das in diesen Kränzchen bezahlt wird, werden oft arme Familien unterstüzt, und eben so oft wird darin für arme Studierende kolligirt. Sie sehen also, daß diese Kränzchen ein ganz andrer Geist beseelt, als jene Orden, und daß man ihnen mit vollem Rechte eine recht lange Dauer wünschen könne.

Erlauben Sie mir nun noch, mein Lieber, Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen über die auffallenden Verschiedenheiten, worin sich im Allgemeinen die Landsmannschaften von einander unterscheiden. Ich habe es würklich fast so weit gebracht, daß ich nur kurze Zeit in eines jungen Mannes Gesellschaft zu sein nöthig habe, um bestimmen zu können, ob er ein Westphälinger, ein Pommeraner, ein Schlesier, ein Märker oder ein Magdeburger sei: nur selten war es der Fall, daß ich einen Pommeraner und einen Westphälinger, einen Märker und einen Magdeburger mit einan-

der verwechselte. Westphälinger aber, Schlesier und Märker habe ich nie mit einander verwechselt. Freilich werde ich Ihnen wohl hier nicht ganz meine Gründe angeben können, die mich jedesmal zu meinem Urtheile bestimmten: denn oft war es nur ein gewißes, ich weiß nicht was, an dem jungen Manne, das mir sagte: er sei ein Schlesier, ein Märker oder ein Westphälinger. Ich konnte mir oft selbst nicht recht angeben, was mich auf jene Vermuthung brachte. Aber im Ganzen fand ich doch folgenden Unterschied unter ihnen:

Die Westphälinger zeichnen sich durch ihre Biederkeit, durch ihre Freiheit im Urtheilen, durch ein gewißes religiöses Gefühl und durch einen Zug in ihrem Charakter aus, der ihnen ein gewißes, dem Anscheine nach hartes, zuweilen sogar grobscheinendes Benehmen gegen andere giebt. Sie haben wenig von der Politur der Schlesier und noch weniger von der der Märker. Sie sind Deutsche im engsten Sinne dieses Ausdruks. Geben sie ihr Wort, so ist es ihnen so heilig, als uns ein Eid: man kann sich darauf verlaßen, und wenn die Erfüllung deßelben auch ihr Schaden sein sollte. Dreist und freimüthig blikt der Westphälinger jedem ins Gesicht, und ist er jemands Freund nicht, so ist er es öffentlich nicht. Glaubt er beleidigt zu sein, so ist er weit davon entfernt, sich ins Geheim zu rächen: er zeigt seinem Belei-

diger die Stirne und fordert Genugthuung. Wenn er sie erhalten, ist er fähig, wieder des Beleidigers Freund zu sein. Der Westphälinger ist ein unverdorbnes Kind der Natur, gutherzig, mitleidig, großmüthig, edel — aber heftig, hitzig, zum Auffahren geneigt, und hat das nicht in seinem Charakter, was man Biegsamkeit und Sanftmuth nennt. Er fühlt die Größe und Erhabenheit edler Handlungen, ohne sie enthusiastisch zu bewundern: denn sein Herz ruft ihm zu: auch ich könnte in eben dieser Lage eben so handeln. O könnte ich Ihnen nur so ganz, mein bester B., das Edle und das Große in dem Charakter der Westphälinger schildern, wie ich es fühle: Sie müßten ihnen gut werden.

Der Pommeraner gleicht dem Westphälinger auf den ersten Anblik sehr; aber bald lernt man, aber doch eben nicht zu seiner großen Freude einsehen, daß man sich entschließen muß, aus einem angenehmen Traume zu erwachen. Man entdekt in dem Charakter der Pommeraner viele von den schlimmen, auch einige von den guten Eigenschaften der Westphälinger, aber wenige oder keine von denen, die den Charakter der Leztern so liebenswürdig machen. Sie sind rauh, heftig, auffahrend und nichts weniger, als sanft. Hierin gleichen sie den Westphälingern; auch darin gleichen sie ihnen, daß sie, wie diese, sich nicht

scheuen, öffentlich jemand die Stirne zu bieten; aber — und dieß ist schon ein sehr wichtiger Unterschied — sie können außer diesem öffentlich abgelegten Zeugniße ihrer Feindschaft auch heimlich grollen: sie können auch unedle Mittel wählen, um das Vergnügen der Rache zu befriedigen. Sie haßen unversöhnlich, und werden selbst nach erhaltener Genugthuung nicht beruhigt. Gutherzigkeit, Mitleid, Großmuth scheint im Ganzen den Pommeranern nicht eigen zu sein; aber in Absicht des Worthaltens sind sie wieder wahre Westphälinger.

Die Schlesier sollen sich nach und nach sehr verweichlicht haben: jezt wenigstens sind es die jungen Männer nicht, die ich zu meinen engern Freunden wählen würde. Es ist unter ihnen ein Luxus eingerissen, der häufig ihre Wechsel übersteigt, und sie oft unedel handeln macht. Uebrigens sind der größere Theil unter ihnen — ich kann hier weniger allgemein reden, als ich von den Westphälingern und Pommeranern redete und als ich von den Märkern reden werde — geschikte junge Leute, die sehr viel trefliche Seiten haben. Gutherzigkeit, eine alles übertreffende Ehrlichkeit und Treue in Haltung ihres Versprechens sind Eigenschaften, die ihnen im Allgemeinen Niemand absprechen kann. Sie laboriren aber jezt an der Sucht zu glänzen, und Eitelkeit scheint ein Haupt-

zug in ihrem Charakter zu sein. Höflichkeit und Artigkeit im Umgange, die aber nicht an Zudringlichkeit grenzt, macht sie gesellig und ihren Umgang angenehm und zeichnet sie sehr zu ihrem Vortheil vor den Westphälingern, Pommeranern und Märkern aus. Jene beiden müssen schon lange mit jemand umgegangen sein, ehe sie sich ihm mittheilen, und die Leztern theilen sich oft leider nur zu früh mit. Daß aber die jungen Schlesier — vergeßen Sie hier nicht, daß ich im Allgemeinen rede — unter den hiesigen Studierenden sich vielleicht den meisten Ausschweifungen überlaßen, wird jeder behaupten, der sie näher kennt. Die Märker würden es ihnen noch zuvor thun, wenn es auf den Willen ankäme; aber diese können nicht immer, wie sie wollen.

Schwer wird es nun aber halten, Ihnen einen bestimmten Begriff von dem Geiste zu geben, der die Märker beseelt. Es ist wahr: ich kenne einige trefliche junge Leute unter ihnen, und sie sowohl, als die, die ich nicht kenne, und die Anspruch auf die Achtung jedes edlen Mannes machen können, nehme ich von dem aus, was ich von dem größten Theile derjenigen jungen Leute sagen muß, die aus der Mark hier studieren. Es thut mir um ihrentwillen weh, daß ich von ihren Landsleuten ein solches Urtheil zu fällen genöthigt bin; — aber sie dürfen dieß nicht von sich gesagt

sein laßen, und könnten also auch ganz ruhig diesen meinen heutigen Brief an Sie lesen, ohne daß sie Ursach hätten, mir böse zu werden. Es herrscht unter ihnen ein außerordentlicher Kleinlichkeitsgeist. Im Gange, in der Kleidung, im Gesprächstone — allenthalben affektiren sie. Den einen von ihnen kann ein hübsches Kleidchen, das er sich vom Schneider vielleicht auf nie zu bezahlende Rechnung machen ließ, und in welchem er zum erstenmale die Straßen von Halle durchwandelt, unnennbar glüklich machen; den andern hingegen versezt ein braver Knotenstok und allenfalls ein Paar Sporn, mit denen er durch die Straße bramarbasirt, wobei er denn das Herz gewöhnlich eine Spanne tiefer trägt, als andre Leute, in eine süße Ekstase, in der er es gern vergißt, daß er, um sich die Sporn anzuschaffen, öfter sich mit Salz und Brod des Abends behelfen mußte. In Absicht der Höflichkeit gleichen sie den Franzosen; und in Absicht ihrer Freundschaft und Feindschaft den Italiänern. Zu glänzen — dieß scheint mir ihre Bestimmung auf die Akademie zu sein, und dieser Bestimmung opfern sie dann gern alles auf. Um einmal einen Sonntag Galla machen, um einmal ausreiten oder ausfahren zu können, sind sie fähig, sich einige Wochen lang das Nothwendige zu entziehen. Und dann machen sie sich das Vergnügen nur, nicht in der Absicht, es zu

genießen, sondern um zu zeigen; daß sie sich ein dergleichen Vergnügen auch machen können: sie würden es nur halb genießen, wenn niemand sähe, daß sie es genößen.

Was die kleinern Landsmannschaften betrift, so haben sie keinen bestimmten Landsmannschaftscharakter: sie nehmen denjenigen an, den die Landsmannschaft hat, mit der sie am häufigsten umgehen.

Ich schließe hiermit meine ganz offen niedergeschriebenen Bemerkungen, und bitte Sie, mein guter B. nur nochmals, daran zu denken, daß ich oben sagte, ich redete nur von dem größern Theile und im Allgemeinen. Oft wird man freilich die Charaktere vertauscht finden. Nur die Westphälinger scheinen sich immer gleich zu bleiben und sich nie zu verläugnen; aber auch unter den Schlesiern habe ich viele trefliche junge Leute kennen gelernt. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Neunter Brief.

Die Beantwortung der Frage, wie die hiesigen jungen Studierenden mit den Bürgerfamilien stehen, scheint Ihnen sehr nahe am Herzen zu liegen. Ich kann mir es sehr wohl erklären, warum Sie

gerade diese Frage so angelegentlich thun. Sie dachten dabei an Ihren Sohn, und an seinen nun bald beginnenden Aufenthalt in Halle. Ihr Wunsch ist, daß er in guten Familien freien Zutritt erhalten möge, und es ist wahr: der Wunsch ist sehr natürlich, da Ihr Sohn bisher so vielen Geschmak an stillen Familienfreuden fand, und Sie diesen Hang nur noch mehr zu vermehren suchten. Indessen fürchte ich: die Befriedigung dieser Neigung Ihres guten Sohnes mögte ihm hier mehr schädlich als nüzlich werden. So viele trefliche Anlagen er auch hat, so ist sein Charakter doch noch nicht so fest, daß er fähig wäre, die gewöhnlichen Hallischen Familiengesellschaften ohne Gefahr und ohne Schaden besuchen zu können. Dieß Urtheil mögte vielleicht etwas hart scheinen, wenn ich es nicht mit Gründen unterstützte; ich will dieß aber thun, und dann entscheiden Sie. Es kann sein, daß ich manches einer zu strengen Prüfung unterwerfe; aber ich kann nicht anders: ich muß, wenn ich Ihnen anders die Klippen zeigen will, an denen Ihr Sohn hier scheitern kann.

Laßen Sie mich erst, mein lieber B., Ihnen die Vortheile zeichnen, die etwa aus einer Familienverbindung für Ihren Sohn fließen könnten; und dann will ich Ihnen etwas von den Nachthei-

len sagen, die gewiß für ihn daraus fließen werden.

Ein Hauptbewegungsgrund, warum Sie Ihrem Sohne Familienbekanntschaften wünschen, ist, wie Sie selbst sagen, der: Sie wollen ihm dadurch ein gewißes Savoir vivre verschaffen; Sie wollen ihm die schwere Kunst erlernen lassen, sich in die Leute zu schiken; Sie wollen seine Menschenkenntniß dadurch bereichern. Ich läugne es nicht: alles dieß kann ein Jüngling in unsern Familien erlernen: er wird nicht bloß Menschen, er wird auch die Menschen kennen lernen; er wird sehen, wie es in der sogenannten großen Welt, die man hier im Kleinen nachahmt, hergeht; er wird es, vielleicht an seinem eignen Beispiele erfahren, wie die Sucht, der großen Welt nachzuahmen, Moralität untergraben kann; er wird finden, daß diejenigen Gesellschaften, die man vorzüglich gegen die Langeweile errichtete, gerade diejenigen sind, in denen man sich am meisten langweilet; er wird einsehen lernen, daß, wer nicht medisiren kann, in unsre Gesellschaften nicht paßt, daß er sich also auch auf diese Kunst wird legen müssen, um unter unsern Damen wohlgelitten zu sein. In der Kunst sich zu verstellen, wird er es in Kurzem vielleicht noch weiter bringen, als ich es in der Zeit meines Hierseins gebracht habe. Ich kann jezt, troz dem besten Kleinmeister, was Sie wohl sich nie hätten

träumen lassen, einem hiesigen weiblichen Geschöpfe, das an Kopf und Herzen verschrumpft ist, eine Schmeichelei sagen, und derselben so sehr den Schein der Wahrheit unterlegen, daß das Mädchen wirklich glaubt ich achte sie.

In Rüksicht des gesellschaftlichen Tons, oder vielmehr des Modetons würde also Ihr Herr Sohn gewinnen, wenn er in die hiesigen Familien käme. Er würde vielleicht ein angenehmer Gesellschafter, ein liebenswürdiger Schwäzer werden, würde gut mit allerlei Sorten von Menschen umzugehen lernen, würde seine Menschenkenntniß bereichern; — aber würde vielleicht auch seine edle Offenheit verliehren: und das ist denn doch wahrlich kein geringer Verlust! Wenn ich in dieser Hinsicht noch nicht verlohren habe, wie ich fast zu fürchten anfange, so habe ich es nur meinem ziemlich festen Charakter zu verdanken.

Die Gefahr ist also gewiß nicht klein, und Sie sehen, daß mit dem gerade nicht sehr großen Vortheil, den ein Jüngling aus dem Umgange mit den meisten Hallischen Familien schöpfen kann, auch Verlust zu fürchten ist: und da fällt mir denn immer Leßings guter Klosterbruder ein, der ganz aus meiner Seele spricht, wenn er sagt:

— — ich denke so: wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber

Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläßig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Ein zweiter Vortheil, der Ihrem Sohne aus den Familienbekanntschaften während seines akademischen Lebens gewiß sein würde, wäre der, daß er durch sie ein Mittel bekäme, sich zuweilen nach seinen, den Geist angreifenden Geschäften zu erholen. Mögte nun die Erholung auch nicht immer so sein, wie sie billig immer sein sollte, so wäre es doch Erholung, und der Zwek wäre erreicht. Wenn man dabei schon einen festen Charakter hat, so kann diese Art Erholung noch dazu sehr angenehm werden: man kann, ohne daß man etwas für sich zu fürchten Ursache hat, über die Hallische große Welt im Kleinen und ihre Thorheiten lachen. Aber Ihr guter Sohn ist mir zu sanft, als daß er dieß ohne Gefahr können sollte: er hat nicht Festigkeit des Charakters und nicht Jovialität genug, um blos über dergleichen Verirrungen lachen zu können.

Ueberdem sind solche Familienbesuche oft nichts weniger als Erholungen. Wahre Peinigungen sind es oft. Da sitzen die Damen an dem einen Ende der Stube, und unterhalten sich, wie sich Damen zu unterhalten pflegen, d. h. sie medisiren; und an dem andern Ende stehen die Herren, rauchen allenfalls eine Pfeife, sprechen

vom Wetter oder von gelehrten Sachen, zwingen sich, etwa die Aufmerksamkeit der weiblichen Geschöpfe zu erregen, einmal zum Lautlachen, nehmen Hut und Stok, küßen die Hände und empfehlen sich. Dieß der wahre Hergang in den großen Hallischen Familien. In vielen andern fällt man aus diesem zwangvollen Extrem in ein andres. Doch davon nachher.

Alles Suchens ohngeachtet kann ich weiter keinen Vortheil, den ein hier studierender Jüngling aus Familienverbindungen ziehen könnte, entdekken, als die beiden, die ich Ihnen angab; und Sie sehen selbst daß auch bei diesen Vortheilen die Nachtheile unmittelbare Grenznachbarn sind. Die Grenzen sind noch nicht genau bestimmt: oft erstrekt sich das Gebiet der einen in das der andern, und indem der Jüngling noch auf jenem zu reisen pflegt, hauset er schon auf diesem.

Lassen Sie uns aber nun einmal einen Blik auf die Nachtheile werfen, die für einen Jüngling aus hiesigen Familienverbindungen entstehn: und ich bin überzeugt, Freund, Sie wünschen Ihren Sohn nicht in sie eingeführt.

Daß für einen edlen offnen jungen Mann die Hallischen Gesellschaften nicht sind; daß man in ihnen keine Nahrung für das Herz findet; daß der, der hier gefallen will, oft Personen schmeicheln muß, die nicht werth sind, seine Schuhrie-

men aufzulösen; daß er seine Offenheit verläugnen und sich verstellen lernen muß — dieß alles haben Sie schon aus dem gesehen, was ich oben gesagt habe. Noch folgendes lassen Sie mich hinzufügen: Ein Jüngling soll sich in Familiencirkeln von seinen Geschäften erholen: dieß würde er können, und es würde sehr vortheilhaft für ihn sein, wenn die Gesellschaften wären, wie sie sein sollten. Es giebt nur zwei Arten derselben: die eine, die ich Ihnen oben beschrieb, und wo Herren und Damen durch die Kluft der abscheulichsten Etikette von *einander* getrennt sind, ist noch am wenigsten schädlich und kostspielig; aber sie kann auch ohnmöglich zur Erholung dienen. Wer an freundschaftlichen Umgang gewöhnt ist, ärgert sich hier nur. Von dieser Art sind die Gesellschaften, welche öfter die Herren Professoren zu sich bitten, und wo die jungen Studierenden denn eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Der hält sich wohl gar unter ihnen für glüklich, den die Frau Professorin oder die Mamsel Tochter eines kleinen Gesprächs würdigt. Ich gieng immer mit dem größten Unmuth aus diesen Gesellschaften, ob ich gleich längerer und öfterer Gespräche jener Art gewürdigt wurde. Da ist auch nichts für das Herz: alles ist so lau, so kalt, so todt. Ist die Gesellschaft recht groß, und kann man sich mit einer gleichgestimmten Seele an ein einsames Fenster stellen,

und so mit ihr seinen Lieblingsideen nachhängen, so ist man noch glüklich. Wehe aber dem, den man aus Höflichkeit blos bat, und der bei einem kleinen Cirkel dieser Art keinen Freund findet. Er wird von der tödtendsten Langeweile gefoltert.

So voller Zwang nun diese Gesellschaften sind, desto freier gehts in andern her, die ich auch ganz in ihrer angenehmen und unangenehmen Gestalt habe kennen lernen. Anfangs wurde ich ganz entzükt von dem reizenden Tone, der in ihnen herrschte. So frei von allem, was Zwang und Gêne heißt, hatte ich noch nie Gesellschaften gesehn, und Sie wißen, mein Lieber, daß mich nichts mehr entzükken kann, als Zwanglosigkeit im Umgange; aber ich erwachte bald aus meinem Traume, und sah, daß es mehr als Zwanglosigkeit war, was in diesen Cirkeln herrschte. Sie gleichen zwar nicht ganz denen in Erfurth, die Bahrdt in seiner Lebensbeschreibung schildert; aber ich weiß doch nicht, ob sie ihnen viel nachstehen. Mit den Küßen sind die Mädchen in diesen Cirkeln sehr freigebig. Ihre Koketterie übersteigt alle Grenzen, und ohne Ruhm zu melden, sie habens durch Praxis in dieser edlen Kunst sehr weit gebracht. Sie feßeln bald, halten eine Zeitlang fest, gewähren und genießen in dieser Zeit alles, was Sie gewähren und genießen können, laßen fahren, was fahren will, und fangen das alte Spiel wieder von neuem

an,

an, wenn sich ein andrer zum Da Kapo mit ihnen findet.

Dieß ist der Geist, der in den meisten Hallischen Familiengesellschaften herrscht, besonders in denen des zweiten Ranges; und nun sagen Sie mir in aller Welt: was kann ein Jüngling daraus für Vortheil ziehen? — Er wird Liebeshändel anfangen; er wird bald der, bald jener, zu gefallen suchen und ein Glük, wenns dabei bleibt. Bringt er seine Unschuld noch mit auf die Akademie, so kann man überzeugt sein, daß er sie in diesen Cirkeln verliehren wird. In diesen Gesellschaften unterhält man sich zuweilen, wenn man sich unbemerkt glaubt, nicht blos mit dem Munde: man gebraucht auch — die Hände. Die Damen sind Freundinnen von Putz; sie sehen es gerne, wenn man ihnen mit etwas dergleichen ein Geschenkt macht: keiner von den jungen Leuten will in dieser Rüksicht dem andern nachstehen und so wird der Beutel leer und man macht Schulden. Zuweilen wird auch in diesen Gesellschaften sehr hoch gespielt: man will sich nicht ausschließen; wenn Damen mitspielen — und dieß geschieht sehr oft — muß man galant sein und nicht gewinnen. Der Schaden, der hieraus entsteht, ist doppelt: einmal leidet wieder die Oekonomie darunter, und dann kann man wohl gar jener Furie Spielsucht, die so gräßlich unter unsern jungen Leuten

hauset, in die Hände fallen. Für nichts aber ist der Schaden größer und in die Augen fallender, als für den Fleiß und die Fortschritte des Jünglings. Die Sucht zu gefallen, unschuldige Liebeleien oder der Hang zum Spiele treten an die Stelle der Neigung zum Studieren, und der Zwek, warum der junge Mann hier war, wird nicht erreicht. -- Ein Glük indeßen für die Universität ists, daß nur wenig junge Leute Umgang in den Familien haben: sie selbst glauben sich freilich dadurch gekränkt; aber die guten Jünglinge wißen nicht, wie groß der Vortheil für sie ist.

So, mein Theurer, denke ich von dem Umgange der hiesigen Studierenden mit den großen Famiilen und den Familien des zweiten Ranges in der Stadt. Daß nicht hie und da eine Ausnahme sein sollte, will ich nicht behaupten: von den meisten Familien aber ist das, was ich sagte, buchstäblich wahr. Prüfen Sie es und dann sehe ich den Entschluß vorher, den Sie in Absicht Ihres Sohnes faßen werden. Ich bin u. s. w.

Zehnter Brief.

Wenn es so ist, meynen Sie, mein lieber B., wie ich in meinem lezten Briefe sagte, so sei es

auch für Ihren Sohn gut, wenn er den Familienumgang in Halle meide: ich stimme ganz mit Ihnen hierin überein, und halte für junge Leute, die sich hier ernstlich dem Studieren widmen wollen, und noch nicht ganz Herren ihrer Sinnlichkeit sind, nichts für schädlicher, als hiesige Familienbekanntschaften. Fleiß, Moralität und Oekonomie leiden darunter: bei dem einen dieß, bei dem andern jenes mehr.

Laßen Sie mich nun die einzige Bedenklichkeit heben, die Sie noch haben, und wegen welcher Sie mich um mein Urtheil bitten. Sie besorgen, es werde Ihrem Sohne auf diese Weise entweder an Freunden fehlen, er werde mißmuthig und hypochondrisch werden und mit Widerwillen seine Zeit in Halle zubringen; oder er werde Geschmak an dem rauhen und oft ungesitteten Wesen finden, das die Studenten zuweilen so häßlich vor andern Ständen auszeichnet. Beides, mein theurer B., ist nicht zu besorgen, wenigstens von Ihrem Sohne nicht zu besorgen, der so vielen Hang zu gewißen sanften Freuden hat, und ohnfehlbar in den hiesigen Familien das nicht finden würde, was er suchte.

Ich will von Ihrer leztern Besorgniß anfangen. Das Rauhe, das sonst ein Hauptzug in dem Charakter der jungen Leute war, die sich zu künftigen Lehrern und Richtern des Volks bildeten, — junge

Aerzte zeichneten sich von jeher durch eine größere Artigkeit aus -- dieß Rauhe, sage ich, ist nach und nach immer mehr abgeschliffen worden, so daß ich es schon nicht mehr rauh nennen würde. Freilich haben die Studenten immer noch etwas, was sie gar sehr von andern jungen Leuten unterscheidet, und was in Familiengesellschaften nicht paßt; aber ich kenne unter ihnen keinen, der nicht über dieses gewiße Etwas Herr und nicht fähig wäre, diese rauhe Seite seiner Sitten zu verläugnen; keinen, der einen solchen Gefallen an dieser Art von Rauhheit fände, daß er vermuthen sollte, sie stände ihm gut. Diejenigen Jünglinge, die am häufigsten in Studentenphrasen sprechen, — denn nur hierin kann ich das Rauhe setzen — geben sich, sobald sie in Gesellschaften sind, wo sich auch andre Personen befinden, die größte Mühe, das zu sein, was die Damen artig nennen. Man wird selten einen Candidaten von guter Erziehung finden, dem, wenn er die Universität verlassen hat, noch etwas von jener Rauheit, am wenigsten in Gesellschaften ankleben sollte. Gewöhnlich legen die jungen Leute den Studententon schon ab, ehe sie die Universität verlaßen, in dem lezten Jahre, oder in dem lezten halben Jahre ihrer akademischen Laufbahn; weil er aufhörte, ihnen zu gefallen, weil er den Reiz der Neuheit verlohr, weil er ihnen anfängt, lächerlich zu scheinen,

weil die sogenannten Füchse ihn gleich annehmen und sie sich von diesen unterscheiden wollen, u. s. w. In dieser Rüksicht können Sie also, mein Lieber, Ihre Besorgniß fahren laßen.

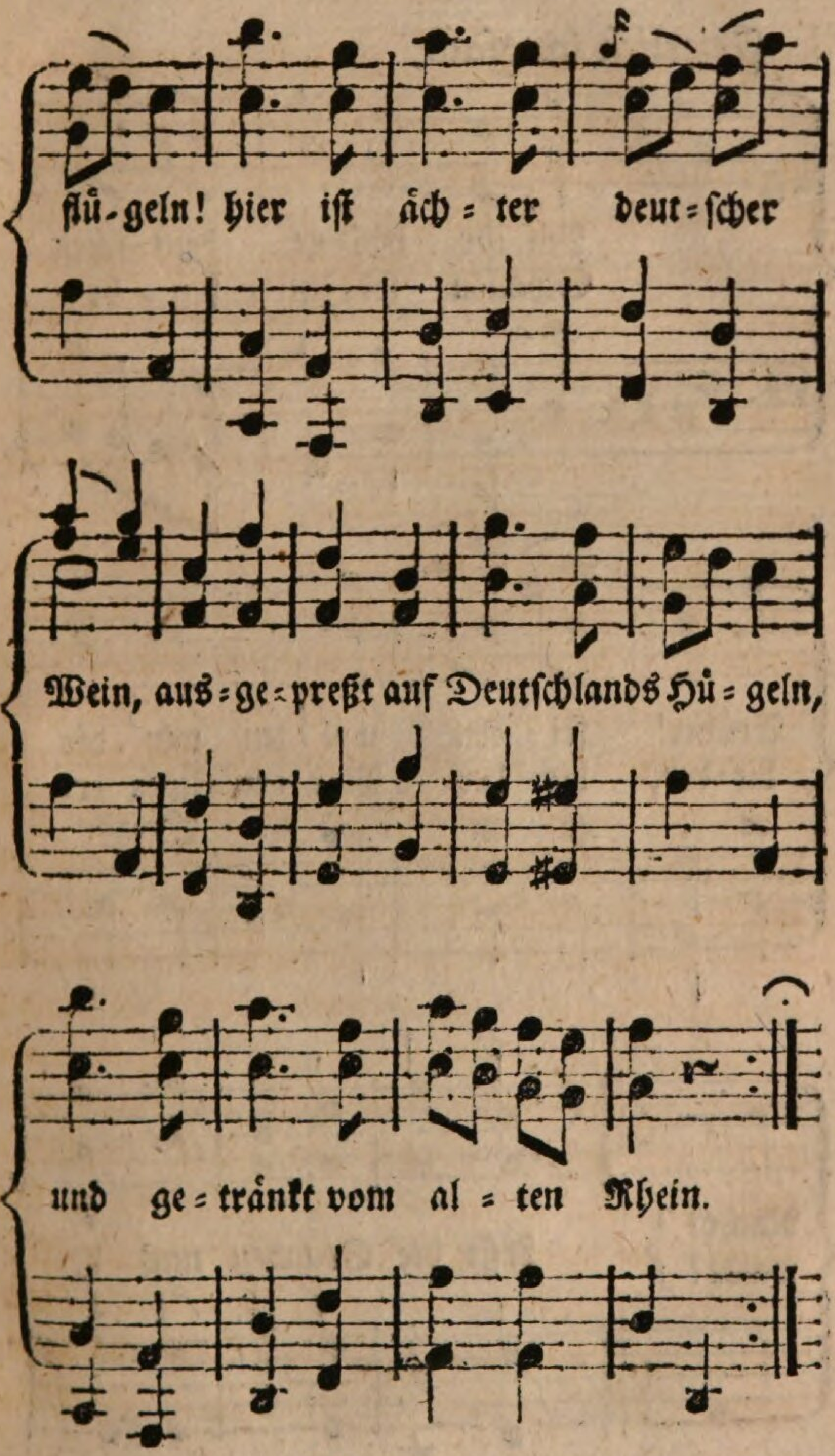
Daß es Ihrem Sohne aber bei seinem Hiesein, wenn er keine geselligen Freuden in den Familien suchte, an Vergnügungen und an Erholungen fehlen, daß er mißmuthig und hypochondrisch werden und daß er die Zeit seiner akademischen Laufbahn mit Widerwillen hier zubringen würde — das haben Sie noch weniger zu besorgen. Es ist auf so manche Art für das Gegentheil gesorgt, daß jemand noch mehr zu stillen Freuden und zum Trübsinn geneigt sein kann, als es Ihr Sohn ist, ohne deswegen hier Nahrung für seinen Mißmuth zu finden. Die Freuden der Freundschaft, die die jungen Leute hier noch so recht im vollen Maaße genießen, und die Freuden des übrigen geselligen Umgangs, der unter diesen Kindern der Natur zwangloser, als irgendwo ist, werden jeden vor Trübsinn sichern, wen nicht Mangel und Dürftigkeit drükt. Man kann hier als Student ganz à son aise leben, ohne daß man fürchten darf, beschwazt und medisirt zu werden: und so fällt ein grosser Theil der Ursachen hinweg, die sonst gewöhnlich Mißmuth und üble Laune veranlassen. Hat der Jüngling seinen Geist angestrengt, und fordert diese Erholung, so sucht er einen Freund

auf — und Freundschaft, wissen Sie, ist in diesen Jahren noch nicht so überlegt kalt wie in unsern Jahren; sie ist schwärmerisch und feurig und beglükt mehr — er durchwandert nun mit diesem Freunde entweder Arm in Arm die schönen Gegenden bei Halle; oder er besucht mit ihm ein Billard, wo es ihm nie an Stoff zur Unterhaltung fehlen wird. Hat er zu beiden nicht Lust, so unterhalten sich diese Freunde ohne allen Zwang auf der Stube. Man handelt Herzensangelegenheiten ab, und kann überzeugt sein, daß der andre sie in seinen Busen verschließen wird; man spricht von Materien, die in die Gelehrsamkeit einschlagen: und so erholen sich beide, und beide lernen von einander. Kann man sich ein glüklicheres Leben, als dieses ist, wünschen? Bedarf man denn gerade des Weibes, und des Umgangs mit Familien, um froh und heiter zu leben. Ewig Student sein, wenn wir der Welt nicht anders eine wichtige Schuld dadurch, daß wir ihr nüzlich werden, zu zahlen hätten, muß für einen Freund der Freiheit und Zwanglosigkeit das Non plus ultra seiner Wünsche sein.

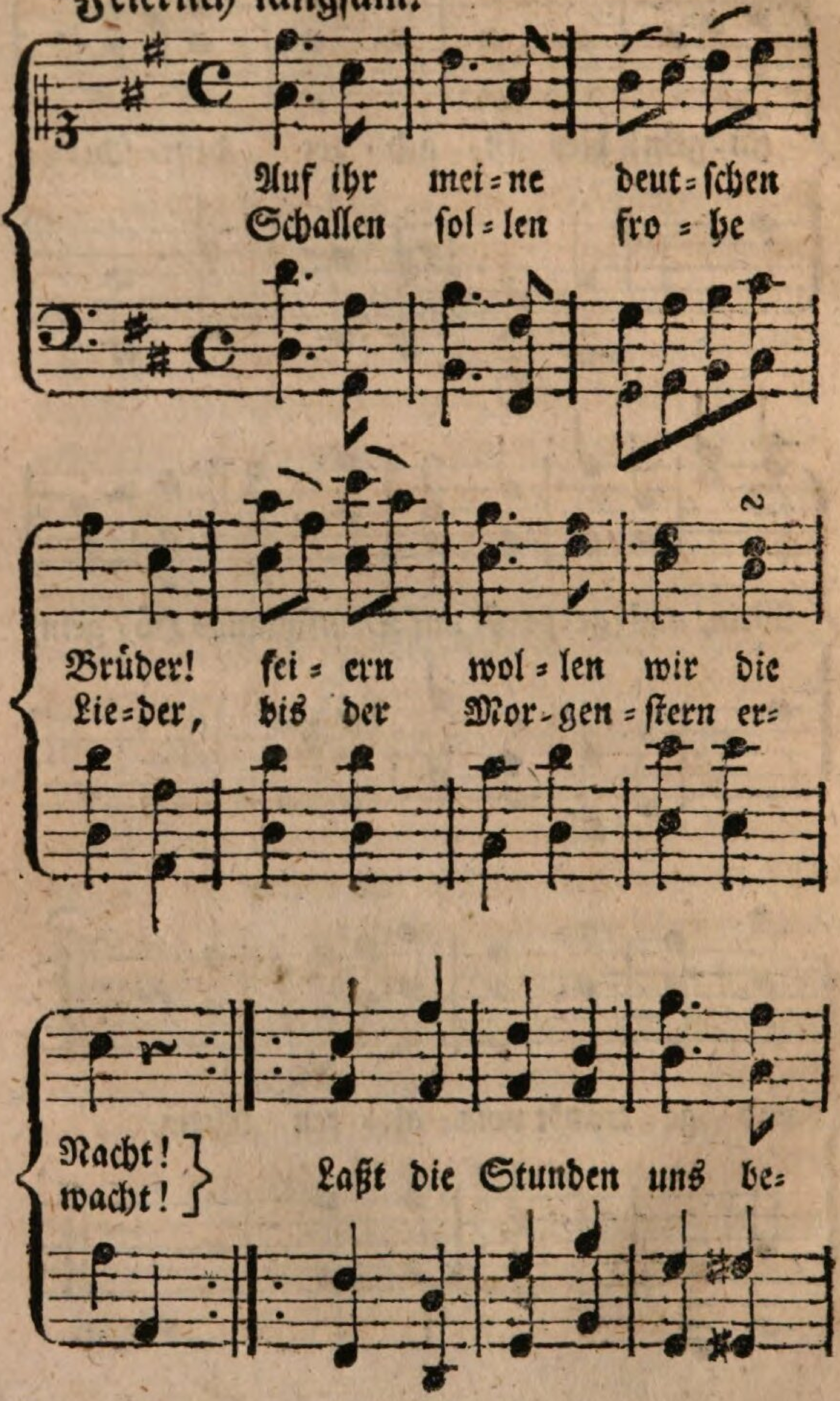
Auch für rauschende Vergnügungen, die Ihr Sohn zuweilen bedürfen wird, ist gesorgt. Es gehören hieher vorzüglich die sogenannten Kommersche. Sie haben, lieber Freund, diese Art jugendlicher Freuden vielleicht schon oft nennen,

und vielleicht eben so oft von einer gehäßigen Seite schildern hören: erlauben Sie, daß ich Ihnen ein treues Gemälde davon liefere, und ich hoffe dann: Sie werden weniger übel von dieser Art Vergnügungen urtheilen, als bisher. Sie können sich von jungen Leuten nichts Unschuldigeres denken: ich habe einem Kommersche zwar nicht als theilnehmende Person — dazu mögte ich wohl etwas zu gesezt sein — aber doch als naher Zuhörer und Zuschauer beigewohnt, und nichts gefunden, was gerade den Tadel, mit dem man diese Freuden gewöhnlich belegt hat, verdiente. Nur jemand, dem das Alter den Sinn für Vergnügungen geraubt hat, oder ein wirklicher oder ein affektirter Menschenfeind kann die Kommersche so tadeln, wie sie oft getadelt wurden. Doch will ich hiemit nicht behaupten, daß diese Lustgelage immer so unschuldig waren, als sie es jezt sind. Nicht immer mögen wohl die zu singenden und gesungenen Lieder so decent gewesen sein, als jezt. — Das Einzige was mir dabei nicht ganz gefällt, ist das oft ins läppischfallende Air, das sich die Herren Präsides mit ihren langen Hiebern bei dergleichen kleinen Feierlichkeiten geben. Sie sitzen so ernsthaft und so bedeutend da, als wenn von dem Schlage ihres Hiebers auf den Tisch das Wohl der ganzen Friedrichs-Universität abhienge. Doch zur Sache.

Will eine Landsmannschaft kommerschiren — denn hier halten sich gewöhnlich die Landsmannschaften zusammen — so läßt man dazu subscribiren. Man miethet in irgend einem guten Wirthshause einen Saal, bestellt so viel Portionen Essen, als subscribirt haben und dinget eine Bande von den Stadtmusikanten. Um 7 Uhr muß alles zusammen sein und es wird gegessen. Nach aufgehobener Tafel rangirt man sich an die Tische zum eigentlichen Kommersche. An dem einen Ende der Tafel sizt ein Präses mit einem Hieber in der Hand, und ihm gegenüber ein zweiter, der eben so gerüstet ist. Jeder der Gäste läßt sich nun nach seinem Belieben Wein oder Punsch geben. Ist alles damit versehen, so geben die Herren Anführer mit ihren auf die Tische klatschenden Hiebern das Zeichen zum Stillschweigen und die Musik beginnt mit Pauken und Trompeten die Melodie des treflichen deutschen Liedes: Auf! ihr meine deutschen Brüder! Nach Beendigung des ersten Verses stimmt der ganze Saal das Lied selbst an, wozu die Präsides zuweilen den Takt schlagen. Die schöne Melodie dieses Liedes, sein treflicher Text, die langsame Feierlichkeit, mit der es abgesungen wurde, machte auf mich, als Zuhörer ganz eigne Eindrükke. Ich konnte im ersten Augenblike kaum den Wunsch unterdrükken, selbst Theil daran zu nehmen.


flü-geln! hier ist äch = ter deut = scher
Wein, aus = ge = preßt auf Deutschlands Hü = geln,
und ge = tränkt vom al = ten Rhein.

Feierlich langsam.



Ich kann nicht umhin, Ihnen dieses Lied hier abzuschreiben: es macht dem sich verbessernden Geschmak der Studenten Ehre, und wäre auch der Text nicht so schön, wie er wirklich ist, so würde er schon wegen der Melodie verdienen gekannt zu sein. Auch diese lege ich Ihnen bei.

Auf! ihr meine deutschen Brüder,
Feiern wollen wir die Nacht,
Schallen sollen frohe Lieder
Bis der Morgenstern erwacht!
Laßt die Stunden uns beflügeln!
Hier ist ächter deutscher Wein,
Ausgepreßt auf deutschen Hügeln,
Und getränkt vom alten Rhein!

Wer in fremdem Tranke praßet,
Meide dieses freie Land!
Wer des Rheines Gaben haßet,
Trink' als Knecht am Marnestrand!
Singt in lauten Wechselchören!
Ebert, Hagedorn und Gleim
Sollen uns Gesänge lehren:
Denn wir lieben deutschen Reim.

Troz geboten allen denen,
Die mit Galliens Gezier
Unsre Nervensprache höhnen!
Ihrer spotten wollen wir,
Ihrer spotten! Aber, Brüder,
Stark und deutsch wie dieser Wein
Sollen immer unsre Lieder
Bei Gelag und Mahlen sein!

Unser Friedrich Wilhelm lebe!
Biedermann und deutsch ist Er.
Herrmanns hoher Schatten schwebe
Waltend um den Enkel her,
Daß Er, muthig in Gefahren,
Sich dem Vaterlande weih,
Und in Kindes-Kinderjahren
Noch ein guter König sei.

Jeder Fürst im Lande lebe,
Der es treu und redlich meint!
Jedem wakkern Deutschen gebe
Gott den wärmsten Herzensfreund,
Und ein Weib in seine Hütte,
Das ihm sei ein Himmelreich,
Und ihm Kinder geb', an Sitte
Seinen braven Vätern gleich.

Leben sollen alle Schönen,
Die, von fremder Thorheit rein,
Nur des Vaterlandes Söhnen
Ihren keuschen Busen weihn!
Deutsche Redlichkeit und Treue
Macht uns ihrer Tugend werth:
Drum wohlauf! der Tugend weihe
Jeder sich, der sie begehrt.

Nach Beendigung dieses einstimmig gesungenen vortreflichen Liedes riefen sich die beiden Herren Präsides ein Prosit zu, worin nachher der ganze Saal mit einstimmte. Nun begann man neue Lieder, und, zur Ehre der Akademie sei es gesagt, es war kein schlechtes, kein schmuziges drunter.

Sonst soll dieß der Fall nicht gewesen sein, und daher mag auch wohl der üble Ruf kommen, in dem diese Freudenmahle der jungen Leute stehen. Bei den meisten dieser Lieder sang man erst der Reihe nach ohne Musik solo und dann wiederholte die ganze Gesellschaft als Chor die lezten Verse der Solosänger unter dem Schall einer rauschenden Musik. Man trinkt auf das Wohl des Vaterlandes, der Freiheit, der Akademie, seiner Geliebten u. s. w.

Das ganze Fest schließt sich mit einer Cärimonie, die mir nicht nur nicht gefällt, sondern die mir nahe an das Läppische zu grenzen scheint. Bei einer Gesundheit, die man auf das Wohl seines Landesvaters trinkt, durchschlägt man seinen Hut auf den Hieber, der in der Runde herum geht. Wenn der rauschende Gesang nun vorbei ist — das Ganze dauert etwa 3 Stunden — so geht ein jeder seiner Lieblingsbeschäftigung nach: der eine setzt sich an den Spieltisch; der andre stellt sich an ein Fenster, spricht mit seinem Freunde, und theilt ihm Bemerkungen mit, die er machte; der dritte geht nach Hause und schläft den Rausch aus; der vierte endlich geht in den Tanzsaal und tanzt. Freilich fehlt ihnen zu diesem lezten Vergnügen das, was demselben erst die rechte Würze giebt, die Frauenzimmer — aber es ist doch intereßant, diese jungen Leute tanzen zu sehen. Es wagt sich nicht

leicht jemand auf den Tanzplaz, wer nicht schön tanzt, und viele von ihnen haben einen solchen Anstand, eine solche Grazie in ihren Bewegungen, daß es fast alle Vorstellung übersteigt. Noch nie sah ich so viele trefliche Tänzer beisammen, noch nie sah ich eine Menuet so schön tanzen, als bei diesem blos männlichen Tanze.

Und nun, mein theurer B., warum verschreit man diese wirklich unschuldige Freuden so sehr? Warum sollen sich denn die guten Jünglinge, die von fast allem Familienumgang abgeschnitten sind — denn wer nicht reich ist, darf es kaum wagen, Familienumgang zu suchen — warum sollen sich diese guten Jünglinge, sage ich, nicht einmal schadlos halten für die Entbehrung sanfterer Freuden, die nun einmal auf Akademien ihr Loos nicht sein sollen und sein können? Warum will man ihnen einen Vorwurf machen, daß sie sich auf ihre Weise für jene Entbehrung schadlos halten? würde man etwa mehr Vortheil davon haben, wenn sie sich auf eine Weise schadlos hielten, wie die es thun, die dergleichen ihnen zum Vorwurfe machen? Nochmals wiederhole ich es, nur Greise, die ihr Gefühl für jugendliche Freuden abgestumpft haben, und gern über das zunehmende Uebel in der Welt klagen, weil sie nicht mehr so können, wie sie wollen; oder junge Menschenfeinde können dieß.

Ich erwähnte oben, lieber B., daß sich einige von den jungen Leuten bei diesen Mahlen nach beendigtem Gesange an den Spieltisch sezten — dieß ist eine Klippe an der schon viele scheiterten. Spielsucht ist das herrschende Laster, was die hiesige Akademie vor allen andern auszeichnet. In vielen, ja ich mögte fast sagen, in allen gewöhnlichen Studentengesellschaften, kennt man kein angelegentlicheres Geschäft als — Spielen, und dann spielt man noch dazu die elendesten Hasardspiele, wobei man nicht Zeitvertreib, sondern nur Befriedigung seiner Geldsucht zur Absicht haben kann. Es giebt gewiß in jedem halben Jahre Beispiele, daß jemand noch vor dem Anfang des halben Jahres seinen ganzen Wechsel in Leipzig verspielte, Uhr, Schnallen und Kleidung wohl noch obendrein. Die lieben Aeltern wollen etwas ersparen, wenn sie die Wechsel mit Gelegenheit durch reisende Kaufleute nach Leipzig übermachen, und sie daselbst von ihren Söhnen abholen lassen. Sie sollten nur wissen, wie viel sie dabei gewönnen: sie würden das künftig hübsch unterlassen. Vor nichts würde ich einmal meinen Sohn mehr warnen, als vor der Spielsucht, wenn ich ihn mit guten Lehren von mir zur Akadamie ziehen ließe: sie ist das Verderben der meisten auf den Universitäten unglüklich gewordener Jünglinge gewesen, und wird es noch lange bleiben. Ihr

Sohn wird wohl dieser Erinnerung nicht bedürfen, doch wird es sicher nicht schaden, wenn Sie ihm diese Klippe wenigstens zeigen.

Leben Sie wohl!

Eilfter Brief.

Ihre Furcht, daß sich die jungen Herren hier für den Mangel an Familienumgang und an Umgang mit Frauenzimmern aus gebildeten Ständen dadurch schadlos halten würden, daß sie die Gesellschaft mit lüderlichen Weibspersonen suchten, ist theils gegründet, theils ungegründet. Es ist wahr, und kann bei dem Gedanken an eine solche Menge gesunder, in der höchsten Blüthe stehender junger Leute gar nicht auffallend sein, daß viele von ihnen einen so mächtig wirkenden Trieb zu befriedigen suchen, und dazu oft Frauenzimmer aus den Hefen des Volks wählen: und in so fern ist die Furcht gegründet; aber wenn Sie glauben, man thue dieß blos zur Schadloshaltung für die Entbehrung des Umgangs mit gebildetern Frauenzimmern, so irren Sie: und in so fern ist Ihre Furcht ungegründet. Denn gewöhnlich schweifen die in Rüksicht des weiblichen Geschlechts am meisten

aus, die am häufigsten in den Hallischen Familien sind, besonders in denen, die ich in meinem vorlezten Briefe Familien des zweiten Ranges nannte. Es läßt sich dieß sehr gut erklären. Durch den äußerst freien Umgang, der in diesen Cirkeln herrscht, werden die Begierden dieser jungen Leute angefacht und genährt, selten aber ganz befriedigt: — denn diese Damen gewähren nur, was sie ohne öffentliche Gefahr gewähren können, aber hier dann auch alles. Die angefachten, die genährten und die nur halb befriedigten Begierden wollen ganz befriedigt sein: was Wunder also, wenn junge Feuerköpfe nicht die besten Mittel zu dieser Befriedigung ergreifen! Abermals ein Grund mehr, einem jungen Menschen die Vermeidung der Hallischen Familienzirkel abzurathen.

Der Hefen des weiblichen Geschlechts kann in den größten Städten nicht verdorbener sein, als er in Halle ist, und leider ist, glaube ich, die Anzahl deßelben verhältnißmäßig noch größer, als er nur irgend in Hauptstädten sein kann. Ich will hiemit, mein Lieber, nicht so viel sagen, als gäbe es der zur Befriedigung der Wollust bestimmten Häuser hier eine so große Anzahl, (ob es gleich — dieß ist ein Theil meines politischen Glaubensbekenntnißes — beßer wäre, wenn es deren hier mehrere gäbe, und die Policei ein wachsameres

Auge auf sie hätte) sondern ich rechne zu diesem Hefen des Hallischen Weibervolks vorzüglich die Studentenaufwärterinnen. Wahrlich, mein Bester, zehn förmliche Freudenhäuser können den hiesigen Jünglingen nicht so gefährlich sein, als es fünf wollüstige Aufwärterinnen sind, und deren giebt es leider eine ungeheure Anzahl. So viel Liebe zur Tugend, so viel Reinheit der Sitten bringt immer noch bei weitem mehr als die Hälfte der jungen Leute, wenigstens von denen, die aus kleinern Provinzialstädtischen Schulen kommen, mit auf die Akademie, daß sie einen natürlichen Abscheu vor dergleichen Häusern haben, und den ersten Besuch derselben gewiß vermeiden. Aber wie viele Hunderte dieser noch unschuldigen Jünglinge mögen wohl schon das Opfer der Wollust und des Eigennutzes einer Schlange von Aufwärterinn geworden sein! Nur sie sind die Wekkerinnen der schlummernden Triebe, nur sie die Verführerinnen der unschuldigsten Jünglinge. Sie sind, versteht sich, auf Aufwärterinnenart, die kokettesten Geschöpfe, die es nur giebt: erst reizen sie die Neugierde, und dann fachen sie die gewekten Triebe zu Begierden an und — die Zeit ist vorbei, wo der Jüngling unschuldig war. O könnte ich doch jedem Jüngling, der noch reines Herzens ist, zurufen: wähle dir zur Wohnung ein Haus, wo dir von einer Person aufgewartet wird, die

häß-

häßlich ist, wie die Nacht. Die hübschen Aufwärterinnen gleichen den übertünchten Gräbern: äußerlich sind sie schön und zierlich, inwendig aber sind sie voll Greuels.

Was die hiesigen Bordelle anbetrift, so kann es nichts abscheulicheres geben, als sie. Ihre Anzahl ist nur sehr geringe, und beläuft sich kaum auf drei bis vier, und selbst diese geringe Anzahl ist nicht privilegirt: die Policei bekümmert sich also nicht darum. In jedem derselben sind nur drei bis vier Mädchen. Von dem Unglük dieser Geschöpfe können Sie sich keine Vorstellung machen. Der häufige Besuch bei ihnen macht, daß sie kaum vierzehn Tage lang ihre Gesundheit behalten. Jezt sind sie inficirt und treiben nun ihr Wesen etwa noch einmal so lange, als sie es bei gesundem Leibe getrieben haben. Jeder, wer sich nun mit ihnen abgiebt, wird gleichfalls inficirt — und daher die wirklich vielen venerischen Kranken unter den hiesigen jungen Leuten. Nach einer Zeit von vier Wochen ist jenes weibliche Geschöpf unbrauchbar zu allem, was Menschenbestimmung heißt: selbst zur Befriedigung der Wollust andrer kann sie nicht mehr dienen. Ihre ihr einst so sehr gefallende Rolle ist ausgespielt, und sie sinkt auf die tiefste Stufe des Elends herab, die es nur geben kann. Sie ist vielleicht noch eine Zeitlang die Rothethurmschöne, und macht elend, wer sich von ihr

Bayerische
Staatsbibliothek
München

elend machen lassen will: kann sie auch dieß nicht mehr, so wandert sie ins Lazareth, wo sie entweder in folternder Unruhe, und unter schmerzlichen Rükerinnerungen den Tod mit langsamen Schritten nahen sieht, oder wo sie wiederhergestellt wird, um entweder als Bettlerinn, die die Spuren ihrer abscheulichen Feilbietung aller Welt zur Schau trägt, den Spaziergängern zur Last zu fallen, oder um, wenn es möglich ist, ein Da Kapo zu versuchen, um das Maaß ihres Elends bis zum Ueberlaufen voll zu machen. Für mich ist wahrlich kein grösseres Elend gedenkbar, als das dieser Geschöpfe, wenn sie zum zweitenmale in ihre vorige Lebensart zurük versinken, und wieder den nämlichen Weg ins Lazareth machen müßen, den sie schon einmal machten, und der nun noch um so schmerzhafter sein wird, als er das erstemal war.

Verzeihen Sie, mein theurer B., daß ich mich so lange bei diesem Gegenstande aufhielt: er war mir zu wichtig, und der Einfluß, den er auf einen so großen Theil der Menschheit theils mittelbar, theils unmittelbar äußert, zu groß, als daß ich mich darüber nicht etwas mehr in Ihren für das Wohl der Menschheit so warm schlagenden Busen hätte ausschütten sollen. — Man kennt doch nun einmal die Stärke jenes mächtig wirkenden Triebes; man weiß doch nun einmal, daß gewiß un-

ter einer solchen Menge von Jünglingen eine nicht ganz geringe Anzahl solcher sich befindet, die diesen Trieb zu befriedigen suchen, und daß nichts, nichts in der Welt sie davon abhalten kann, selbst die Furcht nicht, von einer so abscheulichen Krankheit angestekt zu werden; man weiß doch nun einmal aus der traurigen Erfahrung, daß so viele Jünglinge auf diese Weise ihr Unglük machten — und doch — warum ändert man das nicht? warum privilegirt man nicht einige Häuser, und visitirt sie zuweilen, damit wenigstens keine venerischen Mädchen darin wären? glaubt man damit etwa dieß schändliche Gewerbe zu sanktioniren? Ich vermuthe nicht, daß man dieß erst hiedurch wird zu besorgen haben: denn ist es nicht dadurch schon sanktionirt genug, daß man diese abscheulichen Häuser kennt, daß man sogar weiß, wie schändlich es darin hergeht, und wie unendlich oft sie das Grab blühender Jünglinge wurden, die kaum einmal sich verleiten ließen, die Freuden der Wollust zu genießen, ist es, sage ich, nicht dadurch schon sanktionirt genug, daß man alles dieses weiß, ohne etwas zur Abstellung deßelben zu thun? Was riskirt man denn, wenn man diese Häuser privilegirt, und dafür nur ein wachsames Auge auf die Gesundheit der sich feilbietenden Geschöpfe hat? Glaubt man dadurch etwa mehrere zum Laster der Wollust anzulokken? Da würde

man sich sehr irren. Wer etwa jezt aus bloßer Furcht angestekt zu werden sich von solchen Häusern entfernt hält, sinkt dafür in die Arme einer wollüstigen Aufwärterin, die ihm und seiner Tugend unendlich gefährlicher wird, als die Mädchen in öffentlichen Bordellen, da jene beständig um ihn ist, und die schlummernden Begierden nach Gefallen wekken kann. Wann will man doch einmal von gewißen Vorurtheilen, die das Alter geheiligt hat, zurük kommen! —

Ich bin u. s. w.

Zwölfter Brief.

Noch immer zeichnen sich unter den hiesigen Studierenden die Bewohner des Waisenhauses von denen, die in der Stadt wohnen, sehr aus, und ich will, ohne mich unter zwanzig malen ein einzigsmal zu irren, im Stande sein, zu bestimmen, ob der, den ich jezt sehe und spreche ein Waisenhäuser ist, oder nicht. Es sind unter ihnen viele vortrefliche Köpfe, die besonders in dem, was man gründliche Gelehrsamkeit nennt, oft sehr viel gethan haben; und wahrlich verdienen sie den

Ruf nicht, in welchem sie häufig stehen. Leider mußte ich indessen oft unter den Studierenden, die in der Stadt wohnen, es bemerken, daß sie sich nicht allein des Umgangs mit den Waisenhäusern schämen, sondern daß sie sogar diesen Namen als einen Schimpfnamen gebrauchen, und sich häufig der Phrase bedienen: der benimmt sich wie ein Waisenhäuser. Es ist traurig, daß hier einer mit dem andern leiden muß: es giebt nicht nur geschikte, sondern auch sehr artige junge Männer unter ihnen; aber da sie nun einmal auf dem in dieser Hinsicht verschrieenen Waisenhause wohnen, so kommen sie weder in Familiengesellschaften, noch in die Gesellschaften begüterter Studenten. Es geht also ganz natürlich zu, daß sie in dem, was man Savoir vivre nennt, hinter den Stadtbewohnern zurük bleiben, besonders da die wenigsten von ihnen eine gute Lebensart und Weltkenntniß mit auf die Akademie bringen. Es sind größtentheils die Söhne armer Aeltern aus einem noch tiefern Stande, als der ist, den man den Mittelstand nennt. In ihrer Aeltern Hause konnten sie sich nicht bilden, und auf der Schule — auch da sahe es mit ihrer Bildung sehr schlimm aus. Sie schwebten hier häufig als Chorschüler in einer ziemlich niedrigen Sphäre und wie war es also möglich, daß sie sich jenen gefälligen Ton zu eigen machen konnten, den man jezt in den Ge-

sellschaften verlangt? Hier machen nun einmal jene liebenswürdigen Schwätzer, die bei ihrem leeren Kopfe doch immer etwas zu sagen wissen, ihr Glük weit eher, als wahrhaft gelehrte junge Männer, denen es an jener süßen Tändelei fehlt, die zuweilen einen Fächerschlag von einer schönen Hand bewirkt.

Sie sehen also, mein Lieber, der Mangel an jenem allmächtigen: Sich zu benehmen wißen, ist schon ein Stük, wodurch sich die Studenten, die auf dem Waisenhause wohnen — die ich, wie man sie hier immer nennt, in der Folge auch immer Waisenhäuser nennen werde — von den Stadtbewohnern im Allgemeinen unterscheiden. Hiezu kommt nun noch ihr ganzes Aeußeres. Zum Vorwurfe kann man es ihnen gewiß nicht machen, daß sie in den Moden zu veränderlich sind. Wenn bei den Städtern eine Mode bald wieder aufhören will, so kommt sie erst auf das Waisenhaus. Dürftigkeit macht nun, daß sie dies für sie jezt neue Modekleid so lange tragen, bis nichts mehr davon brauchbar ist, und daher kommts dann, daß man sich oft einige Jahre zurük versezt glaubt, wenn man sich unter Waisenhäusern befindet.

Ferner zeichnen sie sich aus durch einen Hang zu unschuldigen nicht kostbaren Freuden. Die so allgemein in dieser Gegend besuchten Dörfer Sachsens, Reideburg, Paßendorf und Schlettau wer-

den von ihnen nicht besucht, theils weil es für sie daselbst zu theuer ist, theils auch, weil dort immer viele Städter sind, von denen sie fürchten müßen, über die Achsel angesehen zu werden. Sie besuchen statt dessen in zahlreichen Gesellschaften ihres Cirkels gewiße andre preußische Dörfer, freuen sich ihres Daseins bei einer Schüssel voll Milch, oder einem frischen Butterbrode, werden munter und singen einige Kommerschlieder, bei denen auf alte Art ein Humpen mit Breihahn gefüllt in der Runde herumgeht, da Punsch und Wein ihnen fehlt. Sie fühlen sich dabei glüklich und gewiß glüklicher, als es die Städter sind, wenn sie vom geborgten Gelde in Paßendorf köstlich und in Freuden gelebt haben, und nun wieder zurük kehren. Wenigstens herrscht unter jenen mehr unschuldige Fröhlichkeit und Scherz, der bei weitem seltener bei ihnen zu strafbarer Unanständigkeit wird, als es bei den Herren Städtern der Fall ist.

Im Grunde sind hier die guten Waisenhäuser weit glüklicher, als die Städter: sie sind gewöhnlich fröhlich und guter Dinge, haben nichts von den Manichäern *) zu besorgen, die so oft die

*) So heißen in der Studentensprache die, denen man schuldig ist, und die öfter mahnen. Daher mögen die Herren Theologen auch wohl jenen Namen

Ruhestöhrer der Burschen sind, die in der Stadt wohnen, sie machen keine Schulden und haben ein herrliches Talent, um das ich sie beneide. Sie freueten sich doch immer, mein Theurer, wenn Sie jemanden so recht aus Herzensgrunde lachen sahen: Wollen Sie rechte Lacher sehen, so kommen Sie nach Halle, und bringen einen Abend auf der Stube eines Waisenhäusers zu, der Gäste bei sich hat. Sie werden dieses herrliche Talent vielleicht nie wieder in dem Grade finden, als in einer solchen Gesellschaft. Die Städter sind zwar ein gut Theil wilder und große Freunde von rauschender Fröhlichkeit; aber selten sieht man bei ihren Festen wahre Munterkeit. Sie wohnen ihnen bei, weil es eine Art von Glanz auf sie wirft, nicht gerade um sich aufzuheitern. Ganz anders machen es hier die einfachen Waisenhäuser: sie besuchen sich auf ihren Stuben, rükken den Tisch in die Mitte, setzen sich auf ihre hölzernen Schemmel um denselben herum, rauchen ein trauliches Pfeifchen, singen ein artiges von allen Unanständig-

einer theologischen Sekte wegen des ähnlichen Klanges gewählt haben. Diese Manichäer sind für viele der jungen Leute eine wahre Pein. Ich kenne jemanden, den sie so arg drükken, daß er sich kaum bei Tage aus dem Hause wagt, und wenn er es thut, so rennt er im vollen Jagen durch die Strasen, in denen Manichäer von ihm wohnen.

keiten freies Liedchen, erzählen sich Possen, halten Schlafroksreden und lachen sich dabei in den Himmel, und wo möglich noch seliger, als man sich den Himmel träumt.

Wahrlich es gehört viel dazu, in ihrer Lage sich jene Fröhlichkeit zu erhalten, und ich müßte mich sehr irren, wenn dieß nicht ein Zeichen von Schuldlosigkeit ihrer Herzen wäre.

Ihre Stuben — es wohnen immer drei zusammen — sind sehr ärmlich meublirt. Es ist darin, wie in den Stuben ärmerer Bürger, nur Ein großer gemeinschaftlicher Tisch, drei sehr altmodige Schreibepulte, jeder mit einem Bücherrük, und drei hölzerne Schemmel, in deren einem oft ein Bein fehlt, welcher dann wohlweislich an die Wand gesezt, und nur um Spaß zu machen gebraucht wird. Bekommt eine Stube Besuch, so werden sogleich aus den benachbarten Stuben noch ein paar Schemmel zusammen gehohlt. Stubenspiegel giebts nicht: man wollte wahrscheinlich die jungen Leute vor Eitelkeit bewahren!

Des Mittags kann sich jeder Waisenhäuser unentgeldlich sättigen; aber das ist dann auch eine Mahlzeit, die wohl wenig ihres gleichen hat, ausser nur in ähnlichen Konviktorien. Verschonen Sie mich mit der Beschreibung derselben. Nur das lassen Sie mich sagen: Sie und ich würden lieber zwei Tage hungern, als so speisen. Und

doch ist dieses eine ungemein wohlthätige Anstalt. Der arme Student, der des Morgens aufstände, ohne zu wissen, wovon er den Tag über leben würde, findet hier seinen Tisch gedekt, und so viel Brod zum Mitnehmen, daß er sich noch zum Frühstük davon satt essen kann. Wer eine Stunde täglich in der Schule des Waisenhauses informirt, bekommt dafür auch den Abendtisch, der ein gut Theil besser ist, als der ganz freie Mittagstisch. Wer zwei Stunden unterrichtet, erhält ohnedem noch besseres Mittagsessen mit Fleisch und Bier, da diejenigen, die ganz umsonst am Mittagstische essen, nur jährlich einigemal Fleisch erhalten. *) Freilich werden auf diese Weise die Unterrichtsstunden sehr schlecht bezahlt — aber was sollen die armen Jünglinge, die sich nun einmal forthelfen wollen, machen? — Uns scheint es freilich ohnmöglich, wie sich ein junger Mann mit einem

*) Aber auch dieses bessere Mittagsessen, das die Lehrer am Waisenhause für eine Stunde täglich Unterricht erhalten, ist so abscheulich zubereitet, daß es oft ganz ungenießbar ist. Zu einer Zeit, wo es endlich gar zu arg wurde, im Anfange dieses Jahres (1793) revoltirten die Lehrer wegen des schlechten Essens; sie kamen einige Tage hinter einander weder an den Tisch noch in die Classen, und siehe da! sie fanden daß es gut war, zu revoltiren. Sie erhielten Speisen, an denen, wie sie selbst einge-

edlen Selbstgefühle finden könne, der eine Stunde Unterricht in der deutschen Reichsgeschichte ertheilte, um sich dafür auf den Abend satt essen zu können. Aber auf stolze junge Männer, auf Männer mit einem edlen Gefühle ihrer selbst, hat auch diese heilige Anstalt, die ja vom Anfange an eine Schule der Demuth sein sollte und wirklich war, nicht gerechnet.

Aus diesem allen, mein Lieber, sehen Sie nun wohl, daß man nicht ganz unrecht hat, wenn man den Waisenhäusern Mangel an Bildung zuschreibt; daß man ihnen aber zu viel thut, wenn man sie deswegen nicht achtet, oder wenn man ihrer spottet. Wahr ist es, als Hofmeister in große Häuser, oder in kleine Häuser, die den großen nachahmen, paßt kein Candidat, der seine akademische Zeit auf dem Waisenhause verlebt hat; aber desto eher werden sie in ihrer Sphäre sein bei einem Prediger in klei-

standen, der strengste Kritiker keinen Tadel entdecken konnte. Revolutionen mögen also doch wohl nicht so ganz unrecht sein! Wie denn alle neue Revolutionen neue Anekdoten bewirken, so war es auch hier der Fall. Man erfuhr, daß die Herren Inspektoren, vielleicht auch gar einer der Direktoren es kräftig fände, wenn er seine Speisen und sein Fleisch in der Fleischbrühe des Essens kochen ließe, das für die Lehrer des Waisenhauses bestimmt war.

nern Städten oder bei einem ehrlichen Amtmann auf einem Dorfe, allenfalls auch bei einem Landedelmann, wenn die gnädige Frau anders den bon ton nicht zu sehr liebt. Ihre Berufstreue übersteigt gewiß die eines andern gewöhnlichen Candidaten und Hofmeisters bei weitem.

Doch ich habe mich hiebei wohl zu lange aufgehalten. Leben Sie wohl.

Dreizehnter Brief.

Ehe ich Ihnen, mein lieber B., nach Ihrem Wunsche mein Urtheil über einige der hiesigen Gelehrten sage, widme ich diesen Brief vorher noch dazu, Sie mit einigen Anstalten zum Besten der Akademie bekannt zu machen.

Seit dem, wenn ich nicht irre, zweiten Prorektorate des verstorbenen Semler -- Segen seiner Asche! -- darf keine Schauspielertruppe in Halle, und seit etwa 12 bis 16 Jahren auch keine auf den benachbarten sächsischen Dörfern um Halle spielen. Diese Einrichtung, die auf den ersten Anblik ein Angriff auf die natürlichen Rechte einiger Menschen scheint, ist mit ungemein vielen

Vortheilen für die Akademie begleitet, obgleich von den meisten der jungen Leute nichts sehnlicher gewünscht wird, als daß man dieses Verbot zurük nehmen mögte. Es ist bis jezt nicht geschehen, und wird auch wohl künftig nicht geschehen. Man hat sich bereits zu sehr davon überzeugt, wie gut diese Einrichtung ist; man hat eingesehen, daß dem lebhaften Jüngling eine Gelegenheit mehr benommen wurde, seine Lebhaftigkeit auf eine etwas zu lebhafte Weise auszulassen; man hat eingesehen, daß es für die Finanzen der jungen Leute schon gefährlich genug ist, daß in der Badezeit zu Lauchstädt täglich Comödien gegeben werden, und man gewiß weiß, daß die meisten nur der Comödien wegen dorthin reisen, und wenn sie dieselbe in Halle hätten, gewiß keine versäumen würden; man hat eingesehen, daß gewöhnliche Schauspielerinnen wohl nicht dazu geschaffen sind, die Sitten zu verbessern *), und daß durch sie ein Trieb genährt werden würde, der ohnedem schon stark genug wirkt. Gründe genug, die den seligen Semler bestimmen konnten, es zu bewirken, daß nie wieder Schauspieler nach Halle kommen dürfen. Freilich leiden darunter die hallischen Bürger, die Freunde der Schauspieler sind; aber man kann ohne Schauspiele leben und es ist besser, daß jemand

*) Ridentur et corriguntur mores.

auf ein Vergnügen Verzicht thut, als daß einem andern durch dieses Vergnügen eine Klippe oder ein Abgrund mehr zwischen seine Laufbahn geworfen wird.

Es sind in Halle drei verschiedene öffentliche Bibliotheken, die, wenn man sie vereinigte, vielleicht eine mittelmäßig gute ausmachen würden. Bibliothekar der Waisenhäuser Bibliothek ist der bekannte Prediger Wagniz. Sie ist mit der Art Schriften ganz gut versehen, mit denen eine Bibliothek des Hallischen Waisenhauses versehen sein kann: d. h. mit Büchern, die in die Theologie und allenfalls auch Philologie einschlagen; andere, und besonders neue Sachen, da es ihr ganz an Fond fehlt, darf man da nicht suchen. — Die Marieenbibliothek an der Marktkirche ist für die Universität ganz ohne Nutzen: man besucht sie nur, um den darauf sich befindenden in Wachs boußirten Doktor Luther zu sehen. Die wichtigste, ist noch immer die Universitätsbibliothek, die einen ziemlich reichen Fond hat. Oberbibliothekar an derselben ist der Professor der Geschichte, Herr Sprengel, ein Mann, den ich Ihnen in einem meiner nächsten Briefe etwas umständlicher schildern werde. Als Bibliothekar klagt man sehr über seine Unhöflichkeit gegen die Studierenden, und über die Hindernisse, die er denen in den Weg legt, die Bücher von der Bibliothek

leihen wollen. Man kann zwar Bücher erhalten, muß aber für jedes einen einzelnen von einem Professor unterschriebenen Zettel haben, und es allemal nach vier Wochen wieder abliefern. Diese Umständlichkeiten bewirken es, daß diejenigen, denen eben keine gute Portion von Zudringlichkeit zu Theil geworden ist, sich lieber zurükziehen, und mit ihrer eignen kleinen Bibliothek, oder mit den Bibliotheken ihrer Freunde sich behelfen. Wie sehr dieß aber den Muth der jungen Leute niederschlagen muß, wird jeder leicht einsehen, der sich in ihre Stelle zu setzen vermag. Sonst war die Einrichtung anders. Die Studierenden ließen sich von einem Professor, der sie kannte, im Anfange eines halben Jahres einen Zettel geben, trugen denselben auf die Bibliothek, und konnten nun das ganze halbe Jahr hindurch sich geben laßen und mit nach Hause nehmen, was sie wollten. Sie brauchten es auch erst mit dem halben Jahresschluß wieder abzuliefern. Daß bei dieser Einrichtung Irrungen vorgefallen sind, davon lag wohl die Ursache in den Herren Bibliothekaren selbst.

Auch die Bibliotheken einiger Privatmänner sind sehr ansehnlich, und sie sind artig genug, daß sie den Gebrauch derselben mehrern Jünglingen erlauben. Dahin gehört Forster, bei dem alles zu haben ist, was nur auf das entfernteste

auf Naturgeschichte Bezug hat. Auch Reisebeschreibungen aller möglichen Arten sind bei ihm zu haben. Professor Krausens Bibliothek ist nicht so stark, aber in ihrem Fache einzig in ihrer Art, d. h. in Absicht auf die Geschichte des deutschen Reichs. Doktor Nösselt unterstützt die, die unterstüzt sein wollen mit den Schriften, auch mit den seltnern Schriften, aus der Theologie und Philologie, besonders aus der Kirchengeschichte und Exegese; und Niemeier mit alle dem, was auf die entfernteste Weise in Bellettrie und in Pädagogik einschlägt.

In der Neumärktischen Vorstadt liegt der botanische Garten. So klein er auch immer ist, so sehr darüber ist gewitzelt worden, so sehr man besonders die Sternwarte darin zum Gegenstande seines Spottes gemacht hat, so bleibt diese Anstalt doch immer ein schäzbares Geschenk, das man billig dem ehemaligen Kanzler von Hoffmann ewig verdanken sollte. Es sind darin sehr viele ausländische Gewächse, und in Ermangelung eines bessern, thut er immer seine Dienste. Wie konnte man doch die edlen Bemühungen dieses Mannes für das Wohl der Universität so verkennen! Zu ihrem eignen Schaden erfährt jezt die Akademie, daß sie keinen Hoffmann mehr zum Schützer und überhaupt keinen bei Hofe geltenden Mann zum Kanzler hat.

Da

Da ich einmal dieses edlen Mannes Erwähnung thue, so kann ich nicht umhin, Ihnen, mein Theurer, noch einige andre Verdienste anzuführen, die sich dieser Mann um die Akademie erwarb, und dafür so häßlich mit Undank belohnt wurde, daß er sich sehnte, ein Amt niederzulegen, worin er, so viel in seinen Kräften stand, nützlich gewesen war, daß er sich sehnte, ein Kollegium zu verlassen, in welchem einige Mitglieder es sich so ernstlich angelegen sein ließen, ihm alle mögliche Kränkungen zuzufügen. Hoffmann war es, der es durch seine Verwendung dahin gebracht hat, daß auf königliche Kosten über Physik, Naturgeschichte, angewandte Mathematik, Pädagogik, Botanik, Staatengeschichte und Statistik halbjährige Vorlesungen gehalten werden, denen eine bestimmte Anzahl ärmerer Theologie studierender Jünglinge unentgeldlich beiwohnen können. Viele der wißbegierigsten jungen Leute würden durch Armuth gezwungen werden, auf Unterricht in diesen Wissenschaften Verzicht zu thun. Hoffmann ist es, dem die Hallenser es verdanken, daß der Ton unter den Studenten milder und sanfter geworden ist. Wollte er sie gleich etwas zu sehr verfeinern, so gab doch sein Kämpfen mit der Rohheit Gelegenheit zu einer zu wünschenden Mittelstraße, der denn nun endlich die Hallenser nahe gekommen sind. Hoffmann war es, der meh-

rere arme Jünglinge, wo nicht ganz, auf der Akademie erhielt, doch wenigstens sie so unterstüzte, daß sie nicht darben durften, und der — dieß sezt seiner Wohlthätigkeit die Krone auf — ihnen dabei es zum strengsten Gesetze machte, zu schweigen. — Und doch konnte man diesem Mann, der der Universität so wahrhaftig nützlich gewesen ist, so viele Kränkungen zufügen, daß er freiwillig sein Amt niederlegte, das ihm einst so viele Freude machte. Wahrlich das ist nicht gut!

Es existiren in Halle mehrere Lesegesellschaften, unter denen vorzüglich die Bispinkische sich auszeichnet. Schade, daß dem Besitzer derselben sein Plan, den er anfangs hatte, nicht so ganz gelungen ist. Wenn er die Herren Hallenser so gekannt hätte, wie ich sie kenne, er hätte diesen Plan gar nicht gefaßt: für dergleichen haben sie gar keinen Sinn. Er wollte wissenschaftliche und selbst größere Werke anschaffen; er wollte allerlei inländische und ausländische Journale und andre Zeitschriften halten; er wollte dazu täglich einige Stunden und eine eigne Stube bestimmen, wo die Liebhaber kommen, lesen und sich mit einander unterhalten könnten; aber es ist ihm nicht geglükt, wie mehrere dergleichen Unternehmungen in Halle nicht glükken werden, zu deren Ausführung ein nicht ganz gewöhnlicher esprit commun gehört. Hr. Bispink lernte einsehen, daß diejenigen

Werke, die Nachdenken erfordern, fast gar nicht gelesen wurden, ob sie gleich ihm am meisten gekostet hatten; er handelte also natürlich so, wie jeder andre in seiner Lage gehandelt haben würde: er schaffte von dergleichen Büchern wenig mehr an, und sorgte für die bessern leichten, die bekanntlich den meisten besser schmekken, als jedes andere. Die Bispinkische Gesellschaft ist indeß immer noch die beste und vollständigste.

Die gelehrten Zeitungen, die in Deutschland gedrukt werden, und nur etwas berühmt sind, kann man alle hier haben. Es giebt einige Personen, die man Zeitungsträger nennt: diese bringen und hohlen um sehr billige Preise alles Mögliche, was man lesen will. Der ordentlichste von ihnen ist wohl ein gewißer Wilmerding, bei dem man auch die gewöhnlichsten Journale haben kann.

Im Winter giebt der Musikdirektor Türk in Gesellschaft eines gewissen Sekretair Weinmanns wöchentlich ein Koncert. Hier habe ich einen großen Theil meiner Erfahrungen über den Geist der Bewohner von Halle gesammelt, und gewiß ist ein Liebhaberkoncert der Ort, wo man die Beobachtungen über den Menschen als Menschen sowohl, als auch über den Menschen als Gesellschafter anstellen kann. Nie kam ich ohne Bereicherung meiner Menschenkenntniß zurük. Was das Concert selbst betrift, so giebt man gewöhn-

lich zweimal hinter einander eine Oper oder Operette, und das drittemal ein Instrumentalkoncert. So traurig nun auch die Opern und Operetten aufgeführt werden, weil die Sänger wenig taugen, so läßt es sich doch schon von dem verdorbenen Geschmakke der Hallenser erwarten — und sie rechtfertigen diese Erwartung — daß wenn Vokalmusik ist, das Concert immer häufiger besucht wird, als bei bloßer Instrumentalmusik, ob gleich hier zuweilen recht artige Sachen gegeben und gut gegeben werden. Als Direktor ist Türk vielleicht unverbesserlich: sein Spielen aber bedeutet nicht viel. Eine gewisse Mamsell Weinmann ist die Hauptsängerinn: sie soll sonst angenehmer gesungen haben. Jezt gleicht ihre Stimme der Stimme eines jungen Weibes. In den Recitativen deklamirt sie etwas zu viel; Arien aber singt sie zuweilen noch recht hübsch. Was indessen ihre Kadencen anbetrift, die oft von einer ungeheuren Länge und eben so oft äusserst geschmaklos und gekünstelt sind, so wollen diese mir gerade am wenigsten gefallen, troz dem allgemeinen Beifallgeklatsche, wenn sie eine dergleichen Kadence beendigt hat. Dächten nicht einige, deren musikalisches Gefühl und deren Geschmak ich ohnmöglich für fehlerhaft halten kann, mit mir in der Richtschönfindung dieser Kadencen gleich, ich würde mich schämen und meinen Geschmak für verdorben

halten, da ich das nicht in ihnen finden kann, was der größere Haufe darin findet: doch so kann ich mich beruhigen und — werde es.

Für fremde durchreisende Musiker, besonders für Sänger und Sängerinnen hält es schwer, ein Concert zu Stande zu bringen. Man legt ihnen sehr gern Hindernisse in den Weg: und wenn ja eine Sängerinn dazu kommt, so kann sie sich darauf verlassen, daß man alles thun wird, den guten Eindruk zu schwächen, den sie gemacht hat. Ich hörte so vor einiger Zeit einige fremde durchreisende Sänger und Sängerinnen, die einen ungemeinen Beifall erhielten, und meinem Gefühle nach mit Recht erhielten: was that man aber? Man konnte nicht aufhören, sich zu wundern, daß das hallische Publicum im Stande war, diese Sängerinnen der gewöhnlichen hallischen Sängerinn vorzuziehen: man bedauerte den sinkenden hallischen Geschmak.

In meinem nächsten Briefe soll mich nun nichts mehr abhalten, Ihnen mein Urtheil über einige hiesige Gelehrten zu sagen, was sie schon einigemal wünschten. Jezt leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Schon in mehrern Ihrer Briefe baten Sie mich, theurer B., Ihnen mein Urtheil über diejenigen Gelehrten von Halle zu sagen, die zu beurtheilen in meiner Sphäre liegt. Im Grunde verlangen Sie sehr wenig: denn diese Männer, deren Verdienste anerkannt sind, zu beurtheilen — das wage ich nicht. Meine Meinung über sie Ihnen sagen, — das will ich allenfalls thun: denn das liegt ja in jedermanns Sphäre, und jedermann bleibt es dabei überlassen, davon anzunehmen, was er für gut findet. Vielleicht aber verstanden Sie das: in Ihrer Sphäre liegen anders, und verlangten nur auf diese Weise mein Urtheil, oder vielmehr meine Ihnen mitzutheilende Meinung über diejenigen Männer, die in den Wissenschaften unterrichten, in denen ich etwas gethan habe. In beider Rüksicht will ich mich auf meine Spähre einschränken.

Sie sind freilich nur Dilettant in der Theologie, aber da diese Wissenschaft sie in den jetzigen Zeiten mehr als sonst zu interessiren anfängt, und da nicht blos der Theologe von Profeßion, sondern jeder Denker, der ein Freund von wahrer Aufklärung ist, jezt warmen Antheil an den neue-

sten Schiksalen dieses Theils der Gelehrsamkeit nehmen muß; da ich ferner meine Tage einst ganz dieser Wissenschaft weihete, um jezt mit einiger Kenntniß davon urtheilen zu können; und da endlich Ihr ältester Herr Sohn zu den Füßen der Hallischen Gottesgelehrten Weisheit zu schöpfen gedenkt: so fange ich von diesen Männern an, und bitte Sie blos um Nachsicht, wenn meine Charakterisirung nicht so ausfällt, wie Sie sie erwarteten. Ich gebe Ihnen ohnedem blos meine Meinung *): und will keinesweges mein Urtheil als ganz richtig ausgeben.

An der Spitze dieser Männer steht der in der Exegese so sehr sich auszeichnende Nößelt. Sein Alter, seine Tugend und Rechtschaffenheit und seine Kenntnisse machen ihn gleich ehrwürdig. Stille und sanfte Ruhe sind Hauptzüge in seinem Charakter. Sein Alter und seine vielleicht nur zu häufig getäuschte Zutraulichkeit scheint ihn jezt verschlossen gegen alles, was Student heißt, gemacht

*) Schon ehe diese Briefe zum Druk bestimmt waren schrieb ich so: noch mehr muß ich diese Bitte an das Große meiner Leser wiederholen, damit man mich nicht einer lächerlichen Anmaaßung beschuldigt, die sonst gar nicht in meinem Charakter liegt. — Es herrscht übrigens bei dieser Beurtheilung die strengste Unpartheilichkeit.

zu haben. Zu große Offenheit ist, wie überhaupt des Alters, also auch sein Fehler nicht: er ist vielleicht nur zu zurükhaltend. Sein Hang zur Sanftheit und zur Stille läßt ihn sehr oft Mißgriffe in Absicht der Menschenkenntniß thun. Unter seinen jungen Freunden findet man selten muntre junge Leute, aber desto öfter Kriecher und Schleicher, von denen der trefliche Mann sehr oft getäuscht wird, und sie für die besten Menschen hält. In seinem Hause geht es, wie nicht anders zu erwarten ist, sehr anständig zu, aber nicht so, wie weiland Bahrdt leichtsinnigen Andenkens in seiner berufenen Lebensgeschichte davon in einem sehr gehäßigen Tone urtheilt. — Am meisten schäzt man diesen großen Mann bei seinen Vorlesungen über Exegese und Kirchengeschichte. In Absicht der erstern hat er allgemein anerkannte Verdienste, und mein Urtheil darüber würde zu spät kommen, da die Welt schon entschieden hat. Ich füge nur das hinzu, daß er bei allen seinen Bemerkungen tief eindringt, und nichts so sehr scheuet, als das Oberflächliche. In Absicht der leztern folgt er dem Mosheimischen Kompendio, lieset darüber anderthalb Jahr und weiß dieß Studium ausserordentlich angenehm zu machen. Ausser diesen beiden Wissenschaften, welche ich Ihrem Sohne riethe, unter Anleitung dieses Mannes zu studieren, lieset er noch Moral, Dogmatik, zuweilen Her-

meneutik, oder er giebt eine Anleitung zu einer theologischen Bücherkenntniß, eine Wissenschaft, von der ich es ewig bedaure, daß man zu meiner akademischen Zeit keine Anleitung dazu gab. Das eigne Fortstudieren würde mir in der Folge sehr erleichtert, und ich würde vielleicht kein Apostata der heiligen Theologie geworden sein. Doch ich will mich mit meinem Fato trösten: es hat so sein sollen! Befinde ich mich doch auch nicht übel bei meinem jetzigen Stande!

Nößelt hat einen freien Vortrag, der ruhig und still fast ohne die geringste Lebhaftigkeit ist, ganz so, wie die Untersuchung der Wahrheit, von der er gerade redet, es fordert. Nur in seinen Vorlesungen über die Moral, in der er zu den strengsten Moralisten gehört, so wie er selbst die strengste Moralität sich zur Pflicht gemacht hat, wird er zuweilen lebhaft, und dann ist es ein Vergnügen, den alten ehrwürdigen Mann zu hören.

Kürzer kann ich bei dem zweiten Doktor und Professor der Theologie sein. Es ist der Orientalist, Herr Doktor Schulze, zugleich Direktor des Waisenhauses. Ich weiß wenig von ihm, kann Ihnen also auch nur wenig von ihm sagen. Wer nicht bei ihm Kollegia hören muß, wozu man denn entweder als Bewohner des Waisenhauses, oder durch seine altgläubigen Aeltern oder Verwandte gezwungen ist, der hört nicht bei ihm,

und folglich hören sehr wenig bei ihm. Es scheint in dem Charakter der Waisenhausdirektoren zu liegen, daß sie am Alten hängen müssen: auch Herr Schulze bleibt diesem Charakter getreu und ist eine Stütze der Altgläubigkeit. *) Dieser Charakter zeigt sich nicht blos in dem, was man eigentlichen Glauben nennt, sondern auch in geringern Kleinigkeiten. Er konnte z. B. als Prorektor der Universität es verbieten laßen, mit behufeiseten Stiefeln, in Reitjakken, mit offner Brust u. s. w. zu gehen; und erst noch vor wenig Jahren hat er, wie ich aus sichern Nachrichten weiß, einigen jungen Studierenden, die sich aus Armuth auf dem Waisenhause aufhalten mußten, es ernstlich verboten, rundes Haar zu tragen. Da man ihm deswegen Einwendung macht, bricht er in die Worte aus: mein Gott! Herr N., wo denken Sie denn hin? wie kann ich Ihnen eine Klasse an unserer Anstalt zum Unterricht anvertrauen, wenn sie abgeschnittenes Haar tragen? Wie das abgeschnittene Haar mit der Nichtfähig-

*) Ich kann mich nicht überwinden, den Namen Orthodox und Orthodoxie so zu mißbrauchen: wollte Gott, wir wären alle orthodox! Das Wort altgläubig drükt vielleicht den Begriff weit richtiger aus, den man jezt so allgemein mit dem Worte Orthodoxie zu verbinden pflegt.

keit, Unterricht auf dem Waisenhause zu geben, zusammenhängt — dieß einzusehen verläßt mich meine Logik. Aus dem, was ich Ihnen jezt bereits von Herrn Schulze gesagt habe, können Sie schon sicher vermuthen, was er für Vorlesungen hält; noch mehr können Sie aber daraus auf das Wie seiner Vorlesungen einen Schluß machen, und auf den Geist, der ihn darin beseelt. Was kann dieser Mann anders lesen, als Symbolik, Dogmengeschichte, Exegese über einige Bücher des alten Testaments und Dogmatik? Ob Ihr Herr Sohn bei ihm hören will, werden Sie am besten ganz seinem eignen Geschmakke überlassen.

Wichtiger wird der dritte Doktor der Theologie ihm sein. Es ist der anspruchslose aber alle Erwartung übertreffende junge Knapp, weniger durch seine Schriften, als durch den Nutzen bekannt, den er für Denker durch seine Vorlesungen stiftet, und wills Gott! noch lange stiften wird. Noch nie sah ich einen Mann, dessen Aeusseres weniger versprach, und der dabei wirklich so viel leistete, als ihn. Er ist kein Mann für die Gesellschaft und gewöhnlich spielt er in zahlreichen Versammlungen den stummen Beobachter. Ist er aber unter wenigen vertrauten Freunden, so theilt er sich von Herzen mit. Die Liebe der jungen Leute auf der Akademie besizt er in einem sehr hohen Grade, und ich glaube wohl, daß diejenigen von ihnen

Unrecht haben, die ihn bei seiner ausserordentlichen Freundlichkeit und bei seinem immerwährenden Lächeln einer feinen verstekten Politik beschuldigen. Ich halte ihn für einen geraden Mann, und seine Freundlichkeit für natürlich. — Die Sachen, die er vorträgt, sind unvergleichlich, aber sein Vortrag für den bloßen Zuhörer äusserst ermüdend. Er hat dabei auf förmliches schnelles Nachschreiben gerechnet, und diktirt alles wörtlich vom Hefte. Ich habe schon öfter mit Ihnen, mein theurer B., über diesen Vortrag gesprochen, und Ihnen meine Meinung gesagt, warum ich nicht für ihn stimmen kann, am wenigsten, wenn es ein akademischer Vortrag sein soll: ich brauche Ihnen daher hier meine Gründe nicht zu wiederholen, warum ich ihn nicht für gut finde: aber das muß ich noch hinzusetzen, daß man über die Vortreflichkeit der Sachen, die man hier hört, und über die alles erschöpfende Gründlichkeit dieses Mannes seinen ermüdenden Vortrag vergißt. Der gute Mann scheint gern allen Alles werden, und auch für die Schwächern sorgen zu wollen; aber ich fürchte doch, er erreicht hier seine Absicht nicht, und wird gewiß von manchem heiligen Einfaltspinsel mißverstanden, der ihn für einen recht altgläubigen Theologen hält. Doch vielleicht liegt auch dieß in des klugen Mannes Plane, und ich will es mir keinesweges herausnehmen, ihn zu ta-

deln. Seine Vorlesungen erstrekken sich über Exegese des neuen Testaments, Kirchengeschichte, Dogmatik, jüdische Geschichte und zuweilen lieset er auch über ein Buch des alten Testaments. Indessen wiederhole ich hier doch meinen Rath, den ich Ihnen in Absicht der Exegese und Kirchengeschichte für Ihren Sohn oben gab, nämlich: diese Wissenschaften unter Nößelts Anweisung zu studieren. Hören Sie meine Gründe: In der Exegese dringt zwar Knapp zuweilen tiefer in den Geist des Schriftstellers ein, und erklärt denselben aus den damaligen Zeitbegriffen; aber Nößelt ist bei einzelnen schwierigen Stellen Knappen doch bei weitem vorzuziehen. Ich habe sie öfter gehört, beide mit einander verglichen und bin gewiß, daß mein Urtheil in dieser Rüksicht richtig ist, wenn ich auch sonst zuweilen nicht recht geurtheilt habe. Ohnedem kann man das knappische vortrefliche Erklärungssystem ganz aus seinen Vorlesungen über die Dogmatik kennen lernen. In Absicht der Kirchengeschichte ist es weniger schwierig, die Vorzüge eines Nößelt anzuerkennen. Sein unermüdeter Fleiß; sein Alter; die Neigung, mit der er in diesem Fache arbeitet; seine weitläuftige Bibliothek, die im Fache der Kirchengeschichte in Absicht der seltnen Werke ihres gleichen sucht; die Zeit, die er auf diese historischen Vorlesungen verwendet, indem er anderthalb Jahr darüber einen

freien Vortrag hält, und Knapp nur Ein Jahr darüber schnell diktirt — alles dieses stimmte mich dahin, Ihnen meinen obigen Rath zu ertheilen. — Aber Dogmatik darf Ihr Sohn, wenn ihm Aufklärung über gewisse heilige Dunkelheiten, wenn ihm Beruhigung über gewiße Zweifel am Herzen liegt, schlechterdings bei Niemand anders hören, als bei Knapp. Seine Behandlung dieser Wissenschaft ist meisterhaft: er verbindet nicht nur mit den Dogmen selbst zugleich eine kurze Geschichte der Dogmen, sondern was noch mehr ist, er geht den Spuren des Dogma nach bis auf seine erste Entstehung, welche oft so weit liegt, daß schon im Allgemeinen die Geschichte der Menschheit darüber Auskunft geben kann. Bei schwierigen und angefochtenen Dogmen giebt er auch Regeln an, wie man sich in Absicht derselben als Volkslehrer zu verhalten habe. — Man lernt hier also die christliche Dogmatik nicht als Gedächtnißwerk, was wohl sonst nicht selten zu sein pflegt, sondern man wird angewiesen über die Wahrheit derselben zu denken; man betrachtet sie als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Menschheit, und in gewissen einzelnen Theilen derselben findet man gar herrliche Aufschlüße über den Gang, den der menschliche Verstand bei seinen Verirrungen nahm und — nimmt. Knapp stellt die Data auf und überläßt es seinen Zuhörern, nähere Betrachtun-

gen darüber anzustellen. — In meinem nächsten Briefe die Fortsetzung.

Funfzehnter Brief.

Ich komme jezt, mein theurer B., zu einem Manne, wo leicht mein Urtheil partheiisch werden mögte, da ich ihn unter allen Männern, die ich kenne, vielleicht am meisten schätze. Es ist der Consistorialrath und Profeßor Niemeyer, ein Mann, der wegen seines Herzens und Kopfs gleiche Achtung verdient. Wohlwollen und Güte sind Hauptzüge seines Charakters. Die edelste Uneigennützigkeit ist eine unmittelbare Folge davon. Bei seinem unermüdeten Fleiße und seiner wohlgeordneten Thätigkeit versagt er sich doch nie die reinen, unschuldigen Freuden, die ihm seine Familie und seine übrigen Verhältniße darbieten. Dieß und die körperlichen Bewegungen, die er nie vernachläßigt, erhalten seine Gesundheit, und geben ihm einen Anstrich von Fröhlichkeit, der seine Gesellschaft äußerst intereßant macht, und den man nur zu selten bei Gelehrten antrift. Nie wird er daher die Freuden der jungen Leute aus einem trü-

dem Gesichtspunkte ansehen: er weiß, daß jedes Alter und jeder Stand seine eignen Vergnügungen hat, und daß sich freilich der muntre Jüngling nicht auf die Art aufzuheitern sucht, wie es ein gereifter Mann oder ein Greis thut. Sein Hang zum Wohlwollen und zur Freude macht, daß er nie seliger ist, als wenn er einen Cirkel froher Menschen um sich sieht, die besonders ihm einen Theil ihrer Fröhlichkeit verdanken. Daher rührt dann auch seine Neigung, oft Gesellschaft bei sich zu haben, und er ist am heitersten, wenn diese Gesellschaften recht zahlreich sind, und von jenem häßlichen Zwange sich frei machen, der alle hiesigen Gesellschaften sonst so sehr zu ihrem Nachtheile auszeichnet. Im Winter ist in seinem Hause monatlich einigemal Concert, bei welcher Gelegenheit er oft an sechzig Personen des Abends speiset, und dann am vergnügtesten ist, wenn seine Gäste ihren Frohsinn unverholen an den Tag legen. Für die jungen Leute, die unter seiner Direktion auf dem Pädagogio erzogen werden, sind diese Abendgesellschaften eine wahre Schule für die Verbesserung der äussern Sitten. Alles ist in seinem Hause geschmakvoll und schön. Durchreisenden Künstlern in der Musik ist er ein wahrer Patron, und ob er gleich, wenn ich nicht irre, selbst nicht musikalisch ist, so hat er doch ungemein viel Sinn für eine schöne Musik.

Jezt steigt sein Beifall unter den hiesigen Studierenden: man scheint ihn nur verkannt zu haben, und lernt jezt seinen Werth einsehen und schäzen. Bei seinen Vorlesungen über die theoretischen Theile der Theologie machte er sein Glük nicht, und überhaupt scheint dieß auch nicht sein Fach zu sein; desto mehr Schätzung aber verdient er in Absicht seiner Vorlesungen über die praktischen Theile der Theologie und über die Pädagogik. In dieser, besonders in der leztern Rüksicht ist er für die hiesige Akademie wirklich unschäzbar. In seinen Vorlesungen über die Moral wird er für die künftigen Volkslehrer dadurch am nuzbarsten, daß er ihnen allenthalben Winke giebt, wie sie bei gewissen Wahrheiten ihren Vortrag vor dem Volke am nüzlichsten einrichten können. Außerdem lieset er über Pastoraltheologie, Homiletik, Katechetik und Liturgik, und scheint mir hier den Beifall aller zu verdienen, besonders da er diese Wissenschaften nicht ins Unendliche dehnt, sondern sie alle in Einem halben Jahre und in Einem Kollegio beendigt. Wer über jede dieser Wissenschaften einzeln ein halbes Jahr schwatzen kann, muß nothwendig unnüz und weitläuftig, und dem Selbstdenken der jungen Leute nachtheilig werden, das er doch durch seine Vorlesungen mehr wekken, als durch sein ihnen Vordenken unterdrükken soll.

Märtyrer der Wahrheit ist dieser trefliche Mann durch sein Buch geworden: populaire und praktische Theologie, oder Materialien zum christlichen Volksunterricht, gewiß das erste Buch in seiner Art. Die Glaubensprüfungskommißion hat ihn wegen einiger Stellen darin, namentlich wegen seiner Aeusserung über Christi Himmelfahrt, in Anspruch genommen und ihm seine Vorlesungen darüber verboten. Er hat sich vertheidigt, aber bis jezt immer noch vergeblich auf die Erlaubniß gewartet, Vorlesungen darüber zu halten. — Nicht wahr, mein Theurer, dieß übersteigt in unsern Zeiten fast allen Glauben? Es widerspricht ganz dem ächten Protestantismus; aber freilich! was machen sich gewisse Herren, deren ganzes Leben ein Widerspruch ist, aus einem solchen Widerspruche?

Einer der arbeitsamsten Männer der ganzen Akademie ist wohl der Professor und Archidiakonus Güte. Von seinem Verdienste als Prediger habe ich Ihnen schon in einem meiner vorigen Briefe etwas gesagt und aus dem können Sie auch schon auf das schließen, was ich von ihm als akademischen Lehrer sagen werde. Er hat als Prediger seinen Kreis, dem er durch seine gutgemeinten Predigten in einem gewissen Grade nüzlich wird, und der auch nichts weniger als klein ist; als akademischer Lehrer hat er ihn auch; nur ist er hier

verhältnißmäßig weit kleiner. Dieß geht aber ganz natürlich zu, da die Zahl derer unter den Studierenden immer mehr sinkt, die ungeprüft glauben. Zwar weiß ich gerade nicht viel mehr von den orientalischen Sprachen, aber doch immer noch so viel, um urtheilen zu können, daß Herr Güte seinen Kollegen, die auch Orientalia lesen, bei weitem vorzuziehen ist. Neue Erklärungen muß man von ihm nicht erwarten; dafür macht aber sein ungeheurer Fleiß und sein ausserordentliches Gedächtniß seine Zuhörer mit allem auch den neuesten Erklärungen bekannt, und läßt sie dann wählen, häufig ohne selbst zu entscheiden. Wenn er entscheidet, so entscheidet er oft für das Alte. Ausser dem Unterricht in den orientalischen Sprachen lieset er noch zuweilen über Pastoraltheologie, jüdische Geschichte und Einleitung ins alte Testament, wobei man aber seine Weitschweifigkeit und seinen langsamen schleppenden Vortrag mit Recht tadelt. Auch diktirt er Themata zu Predigten über die Perikopen. So sehr man dieß auch sonst oft getadelt, so oft man es auch sonst als eine Quelle der Faulheit künftiger Prediger angesehen hat, so bin ich doch weit davon entfernt, dem rechtschaffnen uneigennützigen Güte ein Verbrechen aus diesen Vorlesungen zu machen. Er kann überzeugt sein, daß nur armselige Köpfe dieses Kollegium bei ihm hören, und sollte es nicht gut sein, diesen

den Plan zu künftigen Predigten anzugeben, da sie vielleicht sonst ohne allen Plan predigen würden. Würde man wohl auf dem Lande und in Städten so manche elende Predigten hören, die ein mittelmäßiger Kopf aus zehn Büchern und e suis zusammenstoppelte, wenn er auf der Akademie ein solches Kollegium gehört hätte? Zur Faulheit kann es auch nicht verleiten: denn wer selbst denken kann, unterzieht sich gewiß der Qual nicht, sich in einem solchen Kollegio so vordenken zu lassen. Ich halte diese Art Vorlesungen des Herrn Prof. Güte, so viel auch dagegen gesagt werden mag, wenn er sein gehöriges Auditorium findet, immer für eine der nüzlichsten, die auf dieser Universität gelesen werden kann. Lassen Sie mich, mein lieber B., ehe ich diesen Mann verlasse, nur noch das hinzusetzen, daß er wegen seiner Biederkeit, und wegen seiner Uneigennützigkeit meine Achtung im höchsten Grade besizt. Etwas weniger skrupulös sollte er sein, wenn er weniger zu Spöttereien Anlaß geben wollte. Ueber Vorurtheile sich wegsetzen — das kann er nicht. Nie, schlechterdings nie wird er in einem farbigen Kleide ausgehen: immer sehe ich ihn im schwarzen Rokke und im Kragen. Einen Huth aufzusetzen scheint er verredet zu haben.

Ein Mittelding zwischen Philosophen und Theologen ist der neue Professor der Philosophie Tief-

trunk, der von seinem Gönner, dem Minister von Wöllner in Absicht seines Gehalts so gesezt ist, daß er auch ohne Beifall bequem leben kann. Auffallend ist mirs, wie er, als Professor der Philosophie, Dogmatik lesen kann oder darf: sonst, dünkt mich, war dieß doch nicht erlaubt. Zwar, was kann ein Minister nicht alles erlauben! Weniger auffallend ist mirs, daß Herr Tieftrunk keinen Beifall findet, und ihn hoffentlich nie finden wird. Er ist einmal in dem Geruche der Altgläubigkeit, und der Freundschaft mit Altgläubigen — ob mit Recht oder mit Unrecht, mag ich nicht entscheiden — und wer das ist, macht in dem freidenkenden Halle gewiß sein Glük nicht.

Unter den Professoren der Philosophie lasse ich jezt den alten Reinhold Forster folgen. Geliebt wird er im Allgemeinen nicht, weder von den hier Studierenden, gegen die er sich zuweilen Mangel an Höflichkeit zu Schulden kommen läßt, noch von seinen Kollegen, die er öfters durch seine dreusten und freimüthigen Aeußerungen aufs gröblichste beleidigt. Ich kenne keinen offnern Mann, als ihn: wie er denkt, so spricht er, selbst da, wo er sich um die Gnade seiner Obern sprechen könnte; aber er scheint überhaupt das Wort Gnade für seine Obern nicht anzuerkennen: er will nur Gerechtigkeit. — Herzrührend ist es, diesen Mann in seinen Vorlesungen über die Naturgeschichte in

eine Declamation über die Vorsehung, und über die Weisheit und Güte des Schöpfers ausbrechen zu hören. Sein Antliz scheint dann das Antliz eines Begeisterten. Eine Thräne glänzt in seinem Auge und Heiterkeit gießt sich über sein ganzes Wesen. Man kann nicht anders: man muß den Mann nach einer solchen Scene lieben, und daher kommt es denn auch, daß alle, die bei ihm hörten, eifrige Vertheidiger von ihm sind, wenn andre ihn wegen seines auffallenden Mangels an Höflichkeit tadeln.

Sie erkundigen sich, lieber B., recht angelegentlich nach Herrn ꝛc. Förster, und wollen von ihm alles wissen, was ich nur auftreiben könnte? — Auch da werden Sie nicht viel erhalten. Er lebt, wie viele große Männer in obscuro, ist Kriegs- und Domainenrath alhier, wie auch Professor philosophiae ordinarius, hat ein Buch geschrieben, lieset über theoretische Philosophie und Kameralia, hat ein Düngerkabinet, und läßt — denn er hat viel häuslichen Sinn — sich gern Neuigkeiten aus der Stadt erzählen. Große Sachen intereßiren ihn nicht sehr: er ist mehr fürs Kleine. Sonst war er verheyrathet, ist aber jezt Wittwer. — Da ich nicht wissen kann, warum Sie, mein Lieber, sich gerade nach diesem Mann so angelegentlich erkundigen, da es sogar möglich ist, daß Sie Beiträge für seinen künftigen Biogra-

phen wünschen, so habe ich doch alles zusammen nehmen wollen, was ich von ihm habe erfahren können.

Künftig charakterisire ich Ihnen noch einige andre unserer Professoren. Bis dahin leben Sie wohl! Ich bin u. s. w.

Sechszehnter Brief.

Sicher, lieber B., wußte ich nicht mehr von Herrn Förster, als ich Ihnen im lezten Briefe schrieb. Sie glauben, ich hätte nur scherzen wollen: aber wie können Sie nur vermuthen, daß ich mir über einen königlich preußischen Kriegs- und Domainenrath, der zugleich ordentlicher Professor der Philosophie ist, einen solchen Scherz würde erlauben können? Ich wiederhole es: ich wußte sicher von ihm nicht mehr, als ich Ihnen geschrieben habe.

Von unserm großen Eberhard indessen weiß ich mehr, als ich schreiben kann. Sie schäzten den muthigen Vertheidiger der Wahrheit schon immer und er war schon oft der Gegenstand unseres Gesprächs, wenn uns der Gang unserer Empfin-

dungen auf die Quelle der jetzigen Aufklärung und des freien Denkens in der Religion leitete. Sie haben ohnfehlbar von diesem, fast mögte ich sagen, einzigen Manne in seiner Art, Bruststükke gesehen, und den offenen Blik und die freie Stirn bewundert: dieß ist aber nichts gegen den Eindruk, den der Anblik dieses Mannes selbst gewährt. Ich sah noch keinen Mann, der in dem Grade Liebe und Ehrfurcht zugleich erregte, als ihn. Er trägt das Gepräge des Denkers an seiner Stirn, und in der Gegend seines Mundes haben alle Tugenden des Wohlwollens ihren Sitz. Tiefer Ernst liegt fast immer auf seinem Gesicht, und wenn er lacht, so ist daßelbe das intereßanteste, das ich kenne. Sein Witz erheitert die Gesellschaften und macht seinen Umgang zu dem angenehmsten, den man sich denken kann. Seine Sprache hat etwas majestätisches, und vernachläßigt er gleich oft das Aeussere seiner Kleidung, so darf man ihn nur gehen sehen, um in ihm den Denker und überhaupt den großen Mann zu erblikken. Ein angenehmes Schauspiel war mir es zuweilen, wenn ich ihn an öffentlichen Orten z. B. im Concerte erscheinen, und alles ihm mit der größten Ehrfurcht Plaz machen sahe. Da man den Herren Hallensern nichts weniger, als eine zu große Höflichkeit zum Vorwurfe machen kann, so ist diese ungeschminkte Höflichkeit desto

auffallender: doch wer wäre es auch wohl, der einem solchen Manne, der die Größe seiner Seele vor sich her trägt, seine Ehrfurcht versagen könnte, der nicht gezwungen wäre, sie ihm auch äusserlich zu bezeigen.

So groß indessen dieser Mann, ein so vortreflicher Schriftsteller er ist und so sehr er auch der Akademie zur Zierde gereicht, so ist der Nutzen, den er den hier studierenden Jünglingen gewährt, doch nur sehr eingeschränkt. Sein Vortrag ist feurig und lebhaft, aber nur zu oft reißt ihn sein Feuer dahin und er verliehrt sich. Sein Beifall als akademischer Lehrer ist gesunken, und hat sich auf seinen treflichen Schüler, den fleißigen Professor Maaß fortgepflanzt. Das Eberhardische Feuer ist ihm nicht zu Theil geworden, aber dafür geht er den ruhigen ebnen Weg des eifrigen Forschers. Er durchdringt die Wahrheiten bis in ihre innerste Tiefe. Ein unbeschreibliches Vergnügen war es mir immer, diesen jungen Mann bei einer Disputation zu hören. Seinen in der reinsten lateinischen Sprache ausgedrükten Syllogismen vermag niemand zu widerstehen. Gründlichkeit ist die sich am meisten auszeichnende Seite alles dessen, was er sagt. In seinen Vorträgen — daß er der neuern kritischen Philosophie nicht beigetreten ist, wissen Sie — macht er auf die Abweichungen beider Systeme aufmerksam. Des-

wegen, und wegen seines ausserordentlich planvollen Vortrags würde ich jedem Jüngling rathen, den Anfang seines philosophischen Kursus bei ihm zu machen. Wenn er anders nicht ganz Stumpfkopf ist, so kann ihm darin ohnmöglich etwas undeutlich und dunkel bleiben. Ewig Schade, daß dieser Mann, der so viel für die Zukunft von sich erwarten ließe, so unbesorgt für seine Gesundheit ist. Sein ungeheurer Fleiß und sein Nachtsitzen wird ihn vor der Zeit ins Grab bringen und die literärische Welt eines Mannes berauben, dessen Verlust lange zu bedauren sein wird. *) — Besoldung hat er auch noch nicht! † 1823.

Eberhard und Maaß folgen im Ganzen dem Leibniz- und Wolfischen Systeme: Kanten, dem Bestreiter desselben, folgt hier der Professor Jakob, ein Mann, bei dem, wie bei unserm großen Eberhard zwei sich sonst gewöhnlich entgegenstehende Eigenschaften, Tiefsinn und eine feurige Lebhaftigkeit vereinen, um ihn zu einem an-

*) Mögten doch diese Briefe dem treflichen Mann zu Gesichte kommen, und mögte doch er dann die Stimme des Verfassers dieser Briefe für die allgemeine Stimme der Gelehrten ansehen. Doch ich fürchte, da die Stimme seiner zärtlichen Freunde nichts über ihn vermogte, daß auch diese nichts vermögen wird.

genehmen Gesellschafter und zu einem vortreflichen akademischen Lehrer zu bilden. Seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit kennen Sie aus seinen Schriften; aber hören und sehen muß man den Mann auf dem Katheder, wenn man ihn nach seinem ganzen Werthe würdigen will. Seine Beredsamkeit ist groß, und sein Feuer dabei so gemäßigt, daß es nie der planmäßigen Ordnung und der Deutlichkeit gefährlich wird. Sein Beifall ist groß und muß es sein, da er hier der einzige Kantianer von Bedeutung ist. Doch auch ohne dieß würde ihm schon seine Beredsamkeit Beifall verschafft haben.

Sprengel und Krause sind unsre beiden Historiker, beides Männer von entschiedenem Werth, indessen jeder in seiner Art. Ersterer hat auf den meisten Beifall zu rechnen, wenn er die neuere Geschichte der europäischen Staaten und ihre Statistik bearbeitet; lezterer sucht seinen Ruhm vorzüglich in dem Studio der Geschichte des deutschen Reichs, worin er bereits sehr wichtige Entdekkungen gemacht hat.

Sprengeln lange ins Auge sehen, das habe ich nie gekonnt: er hat einen wilden heftigen Blik, der aber zu sehr herumschweifend ist, als daß er die Wirkung thun könnte, die er sonst thun würde, wenn er mehr fixirt wäre. Sein Vortrag ist ungeheuer schnell, und sein Gedächtniß hat eine

für die meisten Menschen unerreichbare Höhe. Bei seinen Vorlesungen blikt er nur selten in ein Heft, und doch ist es, selbst in seinen statistischen Vorlesungen fast nie der Fall, daß er sich in den Zahlen verirrt. Im vorigen Jahre hat er ein Kollegium über die französische Konstitution gelesen, und soll damals im Ganzen sehr dafür gewesen sein. Ist das wahr, wie ich nicht Ursach habe, daran zu zweifeln, so hat er seine Meinung gar sehr geändert. Den Nationalkonvent mögte er, wenn er könnte, mit Zähnen zerreissen. Er wünschte, — dieß sind seine eignen Worte — daß alle Franzosen, die an dem Tode des Königs Schuld wären, nur Einen Kopf hätten; an diesem wollte er dann ein halbes Jahr lang schneiden, um das Vergnügen zu haben, sie recht lange leiden zu sehen. Sehr stark gesagt!

Mit mehr Ruhe und wenigerm Feuer geht der unermüdete Forscher Krause seinen Gang. Patriotismus beseelt seinen Vortrag. Seine über alles gehende Liebe zu den Deutschen hat aus ihm selbst einen edeln Deutschen gemacht, der nicht dazu geschaffen ist, Schmeicheleien auf Unkosten der Wahrheit zu sagen. Dieß zog ihm sehr lange wo nicht Verfolgung, doch wenigstens den Mangel an Unterstützung und Beförderung zu, der gerade diesem Manne und gerade in seiner Lage am unangenehmsten sein mußte. — Die edle That ei-

nes unserer Vorfahren, besonders wenn man ihn verkannte, kann ihn zur Begeisterung hinreißen, und dann ist es eine Wonne, ihn reden zu hören. Spricht er gleich in oft ungeheuer langen Perioden, die zuweilen durch die härtesten Inversionen getrennt, und oft wohl gar nicht beendigt werden; so hat doch sein Vortrag etwas Herzliches, das uns für den Mann einnimmt. Wir folgen ihm in seinen Raisonnements, und können nicht begreifen, wie man einen Mann, den er zu vertheidigen unternimmt, so verkennen konnte. Ueber nichts kann der gute Mann sich mehr ärgern, als wenn er sieht — und das muß er freilich sehr oft sehen — daß unter den jungen Juristen der hiesigen Akademie ein solcher Kaltsinn gegen alles das herrscht, was nicht Brodwissenschaft heißt, und oft ist dieß der Gegenstand seiner ziemlich bittern Satyre.

Den Professor Klügel kennen Sie als anerkannt großen Mann in der Mathematik. Zu bedauern ist es, daß dieses vortreflichen Mannes gründliche Gelehrsamkeit der Universität so wenig wahren Nutzen bringt. Es fehlt ihm am äussern Vortrage, und wer nicht Mathematik zu seinem Hauptfache macht, der studirt wohl schwerlich diese Wissenschaft unter ihm. Man zieht im Allgemeinen den planern Vortrag des Professor Maaß vor. Wer aber erst in der Mathematik ein gut Theil

über die Elemente hinaus ist, und sich die in dem Klügelschen Vortrage etwa bleibenden oder durch denselben entstehenden Dunkelheiten aufhellen kann, der wird es nicht bedauern, sein Studium der Mathematik unter Klügel fortgesezt und vollendet zu haben. Der Mann ist übrigens ganz ein Mann von der Art, dergleichen Sie im Gegensatze Davids Männer nach dem Herzen Gottes nennen. Sie wissen, daß ich mit diesem Worte viel sage, und können daraus schlüssen, daß der Mann in einem hohen Grade meine Achtung und Liebe hat. Eine edle Simplicität und warme innige Menschenliebe sind Hauptzüge seines Charakters. Besonders findet er an reinern sanftern Familienfreuden viel Vergnügen, was man bei solchen tiefsinnigen Köpfen sonst wohl ziemlich selten finden mögte.

Ich schlüsse mit der kurzen Schilderung dieses Mannes meinen jezigen Brief, und werde in dem nächsten mit einem Manne anfangen, über den ich Ihnen eine recht genaue und weitläuftige Charakteristik mitzutheilen wünschte, wenn es anders meine Zeit erlaubte. Er ist wenigstens einer der originellsten Menschen in Halle. — Bis dahin leben Sie wohl. Ich bin u. s. w.

Siebzehnter Brief.

Ich fahre, mein theurer B., ohne weitere Umstände fort, Ihnen meine Meinung über einige hiesige Gelehrten mitzutheilen. — Herr Professor Wolf, ein Genie von der ersten Größe, ist ein grundgelehrter Mann, besonders nach dem Begriffe, den er von Gelehrsamkeit giebt. Niemand kann, nach seinen Vorstellungen, auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen, der nicht eingeweihet ist in die tiefsten Mysterien der Philologie alter Sprachen. Wer nicht fähig ist, gleich ihm, Konjekturen zu machen, wer sich nicht auf Wortkritik sowohl als auf höhere Kritik versteht, von dem wäre es lächerlich, wenn er sich wollte einen Gelehrten nennen lassen. Daß der große Kopf hier den Namen Gelehrter in einer sehr engen Bedeutung nimmt, ist wohl nicht zu läugnen: indessen man läßt ihm die Freude, da er dadurch das wirklich wichtige Studium der alten Sprachen in einigem Ansehen erhält, welches vielleicht sonst noch tiefer sinken würde, als es viele der neuern Methodisten in der Pädagogik schon sinken gemacht haben. Wolf ist übrigens einer der nützlichsten Männer und eine der größten Zierden unserer Akademie. Zu bewundern aber ist

es, daß er hier der einzige bleibt, der Vorlesungen über Philologie hält. Es könnte wohl ein junger Philologe als Legens sein Glük machen und auf Wolfs Unterricht selbst erst mehr vorbereiten; aber ich fürchte, Wolf selbst ist Ursache, daß es nicht leicht jemand wagt, sich neben ihm zu stellen. Ein gleich großer Mann, wenn es auch deren ausser Heyne noch gäbe, wird es nicht thun. Leßing sagt:

— — — Der große Mann
Braucht überall viel Boden, und mehrere,
Zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Ein minder großer Mann aber kann neben ihm nicht aufkommen. Ein starker Baum bedarf viel Nahrung und wird den kleinern seiner Gattung, wenn sie ihm nahe stehen, den Nahrungssaft entziehen. Die Nähe wird um so gefährlicher, wenn der größere Baum mit seinen Aesten den kleinern erreicht und ihn mit Macht unterdrükt. Auf dauernden Schutz kann der kleinere ohnmöglich rechnen. Bei unserm Wolf ist alles dieses der Fall. Seine Satyre ist beißend und fürchterlich; und oft ist es mehr als bloße Satyre. Er fühlt seine Größe, und läßt, höchstens zwei anerkannt große Philologen ausgenommen, keinem Einzigen Gerechtigkeit wiederfahren. Selbst Heyne ist zuweilen der Gegenstand seiner oft heftigen Widerle-

gun-

zungen, und loben wird er ihn nie. — Der Umgang mit Wolf ist ungemein angenehm. Hat er eine gute Laune, so folgt bei ihm Witz auf Witz, der bei einem solchen Manne nicht anders als ächt sein kann. Sonst standen, sagte er einst, die Hermen am Wege, und wiesen uns zurecht; jezt stehen sie im Wege, und führen vom rechten Wege ab. Unter seiner Direktion steht das philologische Seminarium, in welchem die jungen Leute jährlich 40 Thlr. erhalten, aber dafür auch mit ungeheuren Arbeiten überhäuft werden. Wolf läßt sie Varianten aufsuchen, Register machen, ganze Folianten durchblättern, um aufzufinden, wie oft ein Wort in dieser oder jener Verbindung vorkommt u. s. w. woher es denn kommt, daß selten ein junger geschikter Mann, dem seine Zeit lieb ist, lange in diesem Seminario bleibt.

Professor Wahl, der Orientalist und Dollmetscher am preußischen Hofe, ist auch der Universität mehr eine Zierde, als daß er ihr nüzlich würde. Er ist ein Genie nicht nur in Kenntnißen, sondern auch in Kleidung und Gang. Jezt lieset er nicht mehr. Man ist gleichgültig gegen ihn geworden, theils wegen seines nur mittelmäßigen Vortrags, theils wegen seiner Mode, denselben oft mit gewissen Spåßen zu würzen, die bei seinen Zuhörern zu wenig Geschmak voraussezten, als daß sie diese Art von Geringschäzung håtten

ertragen können. Seine Anschlagzettel versprechen immer erschreklich viel: so versprach er einst den Zöglingen der hiesigen Akademie, Unterricht zu ertheilen im Hebräischen, Arabischen, Syrischen, Chaldäischen, Koptischen, Griechischen, Lateinischen, Rußischen, Pohlnischen, Dänischen, Schwedischen, Italiänischen, Englischen, Spanischen, Portugiesischen u. s. w. u. s. w. und in dem vorigen halben Jahre lautete sein Anschlag: Wahl de selectis variae scientiae capitibus, inprimis ad philologiam, historiam, antiquitatem, philosophiam boni et pulchri atque rem literariam pertinentibus ad commilitones privatim commentabitur. Viel versprochen. Er hat auch einst Vorlesungen über Wielands Oberon gehalten. Wieland, so versicherte mich einer meiner Freunde, auf dessen Urtheil ich mich hier verlassen kann, würde ihm seinen Kommentar wenig Dank gewußt haben. Es soll ein Muster gewesen sein, wie man nicht kommentiren müße. Er sagte nichts von den Schönheiten des Gedichts, desto mehr aber zur Erläuterung der darin vorkommenden Legenden.

Billig, mein Lieber, hätte ich Sie schon mit Gren, einem der ersten Männer der hiesigen Akademie bekannt machen sollen. In wie fern sich seine Verdienste blos auf die jungen Mediciner erstrekken, bin ich nicht fähig ihn zu beurtheilen;

was aber die Verdienste betrift, die er sich um das Ganze der Akademie durch seine Vorlesungen über die Physik erwirbt, so sind dieselben größer, als man denken sollte. Sein Vortrag ist männlich schön, und die häufigen Versuche, die er in den Vorlesungen anstellt, machen ihn intereßant und praktisch. Auch in Absicht dieser Wissenschaft erwarb sich der Kanzler von Hoffmann um den ärmern Theil der Studenten in die Augen fallende Verdienste. Wie viele würden ohne ihn nicht auf diese Vorlesung haben Verzicht thun müssen!

Sie wissen, Freund, daß es nie meine Sache war, über Männer, oder überhaupt über Dinge zu urtheilen, die ich nicht zu beurtheilen im Stande bin. Dieß ist jezt der Fall bei mir, wenn Sie verlangen, daß ich Ihnen etwas von den hiesigen gelehrten Juristen sagen soll. Nie, das wissen Sie, habe ich mich in die Mysterien der Juristerei verstiegen: ich habe dies Studium immer für zu trokken gehalten, als daß mich auch nur die geringste Versuchung hätte anwandeln können, mich näher in diese Mysterien einweihen zu lassen. Fern sey es also von mir, über die Kenntnisse und über die Nüzlichkeit dieser Männer für die Akademie abzusprechen. Nur einiges erlauben Sie mir. Nettelbladt ist todt und seine Stelle, als Direktor der Universität, ist würdig besezt worden.

Klein ersezt, was die Akademie an ihm verlohr. Er vereint in sich alles das Gute, was man an Nettelbladt schäzte, ohne seine Fehler zu haben. Nettelbladt hielt, so wie jezt noch Woltär, den Geschmak der jungen Leute noch für zu roh, und meinte, daß sie noch, wie das wohl zu ihren Zeiten der Fall war, ein Vergnügen an Unanständigkeiten finden würden: sie würzten und würzen daher ihren Vortrag mit oft elenden Späßen, die sich gewöhnlich um einen und denselben Mittelpunkt drehen, und zu oft wiederkehren, als daß sie Wirkung thun könnten. Der geheime Justizrath Westphal ist auch todt. Der Akademie hat er zulezt wenig oder nichts mehr genuzt: er soll wenigstens seit sechs Jahren schon keine Kollegia mehr gelesen haben. Am meisten schätzen unsre jungen Juristen den Unterricht eines noch nicht lange hier sich aufhaltenden Doktors der Rechtwissenschaft, Namens Dabelow, den Sie auch, und gewiß sehr vortheilhaft, schon aus den gelehrten Blättern kennen werden. Er wuchs aus der Schule der Jenenser, und mein Urtheil über das Studieren der jenaischen Juristen habe ich Ihnen schon in einem meiner frühern Briefe gesagt, die ich Ihnen von hier aus schrieb. Sein Vortrag soll unter den Juristen das sein, was der Knappische unter den Theologen ist. In wie fern dieß gegründet ist, kann ich nicht beur-

theilen. So viel aber kann ich Ihnen versichern, daß mir der Mann auch gefällt, und daß er mir seinen großen Beifall ganz zu verdienen scheint.

Ich schließe hier, mein Theurer, die Bemerkungen, die ich über einige der hiesigen Gelehrten gemacht habe und von denen Sie verlangten, daß ich sie Ihnen mittheilen sollte. Sehen Sie dieselben nicht blos als mein Urtheil, sondern als die fast allgemeine Stimme der Universität an. Wenn ich Ihnen von einigen nichts sagte, so lag die Schuld blos an mir: wen ich nicht kenne, von dem würde ich Ihnen auch nichts Wahres sagen können. Dieß ist auch der Fall mit den Herren Medicinern: das Schiksal hat mich während meines Aufenthalts in Halle vor dem Unfall bewahrt, mich ihrer bedienen zu müssen: und so habe ich sie auch nicht kennen gelernt. Die Zeit rükt immer näher heran, wo ich Halle verlassen werde. Sie werden höchstens noch drei Briefe von mir erhalten, und darin will ich Sie mit Schulanstalten Hallens bekannt machen, und mit dem, was wohl ein studierender Jüngling bedarf, um hier Ein Jahr lang subsistiren zu können. Leben Sie wohl!

Achtzehnter Brief.

Es sind in Halle verschiedene Schul- und Erziehungsanstalten, von denen ich aber einige zu wenig kenne, als daß ich Ihnen etwas Zwekmäßiges von ihnen sagen könnte. Dahin gehört das reformirte Gymnasium und die lutherische hohe Schule. Die schwächste unter allen hiesigen Schulanstalten ist ohne Zweifel das reformirte Gymnasium, wobei zugleich einer der Lehrer eine Privatpensionsanstalt unterhält. Die Anzahl der Schüler ist zu klein, als daß der gehörige Nacheifer könnte erwekt werden. Merkwürdiger ist schon die lutherische hohe Schule; aber auch von ihr weiß ich wenig. Sie steht unter der Direktion des Rektor Schmieder, den Sie als einen ganz geschikten Philologen kennen. Es arbeiten daran noch einige andre trefliche Leute, und sonst gab auch der Professor Jakob hier einige Stunden, die ihm aber nach seiner eignen Versicherung äusserst peinigend waren. Unter den Zöglingen dieser Schule, besonders unter den größern herrscht ein elender bramarbasirender Ton, der eine häßliche Kopie des Studententons ist. Man versichert mir, für Reinheit der Sitten sei diese Schule eine

der gefährlichsten Klippen, die es nur geben könne. Ich muß das dahin gestellt sein lassen.

Mehr habe ich mich aber um das Waisenhaus und die dasige Anstalt zur Erziehung und zum Unterricht junger Leute bekümmert. Hier haben Sie das Resultat davon.

Das Waisenhaus ist eine der ersten Erziehungsanstalten Deutschlands, die sowohl durch ihre in der That musterhafte Grundeinrichtung, als auch durch den blühenden Zustand, worin sie sich bisher noch immer erhielt, unendlich viel Gutes gestiftet hat. Diese Anstalt macht gewissermaaßen eine eigne Republik aus, und steht nächst dem Könige unter Niemand anders, als unter einem Direktor, der bisher noch immer aus der Frankschen Familie gewählt werden muß, sollte er auch wirklich nicht die Talente besitzen, die ein Vorsteher einer solchen vielumfassenden Anstalt billig besitzen sollte. Der erste Anblik derselben flößt noch jezt jedem Beobachter die größte Ehrfurcht gegen Franken den Stifter ein, dessen Geist noch bis auf diese Stunde das Ganze beseelt, die Verwirrungen abgerechnet, die durch seine Nachfolger angerichtet worden sind.

Die Haupteinrichtung mit Schülern, Waisenknaben und Waisenmädchen ist Ihnen zum Theil bekannt; weniger ist es aber gewiß der Ton unter den Zöglingen. So gut auch der wissenschaftliche

Theil der Erziehung immer noch besorgt wird, so schlecht, ja so gänzlich vernachläßigt ist der moralische. Zwar hat jede Stube, auf der gewöhnlich acht bis neun Zöglinge wohnen, das sogenannte Krankenhaus ausgenommen, wo immer drei bis vier beisammen sind, einen besondern Stubenaufseher; aber leider werden diese so wichtige Stellen nur immer mit dem Hefen der dortigen Studierenden besezt, die sehr oft noch viel roher und unerzogner sind, als die, die ihnen zur Aufsicht anvertraut sind. Ohne wissenschaftliche Kenntniß, ohne Welt und feinere Lebensart, kaum der Schule entlaufen, arm und in den meisten Fällen gänzlich von der Anstalt abhängig, sollen sie einem Haufen junger Leute als Aufseher, als Wegweiser und als Lehrer dienen! Anleitung zu einer feinern Lebensart, zu Menschen- und Weltkenntniß wird wohl auf keiner Schule mehr vermißt, als auf dieser. Schüler und Lehrer sind ausser aller Verbindung mit Familien, wo man doch nur allein dergleichen lernen kann.

Wie es bei allen diesen Anstalten um die moralische Bildung der jungen Leute aussehen muß, ist in die Augen springend. Gesetze hat man hier entweder nicht mehr, oder man achtet sie wenigstens nicht, und es herrscht eine völlige Liberté, die nicht selten in eine akademische Zügellosigkeit ausartet. Schulpolicei, Subordination und

Gehorsam werden nur dann gefunden, wenn der Aufseher Tyrann ist, oder wenn er sich durch ausgezeichnete Kenntnisse Achtung erwirbt. Daß dieß nur aber sehr selten der Fall ist, ist bei dem Lohn, den diese Stubenaufseher erhalten, nicht anders zu erwarten.

Bei alledem herrscht auf der ganzen Schule noch immer ein großer Thätigkeitstrieb und nicht leicht findet man junge Leute so regelmäßig beschäftigt, als eben hier, wo fast jede Stunde des Tags ihre bestimmten Geschäfte hat. Nur an Erholungen hat man noch nicht gedacht, und scheint auch noch nicht daran denken zu wollen. Es fehlt sogar an einem Platze, wo sie sich jugendlich ergötzen könnten. Wöchentlich werden sie einigemal von einem oder mehrern Lehrern aufs Feld geführt: die übrige Zeit leben sie eingeschlossen auf ihren Zimmern. Es ist bei dieser Lebensart immer noch genug zu bewundern, daß es noch so manche blühende Kinder und Jünglinge unter ihnen giebt; aber von bei weitem dem größern Theile derselben gilt der Vorwurf, den man dem Waisenhause schon so oft mit Recht machte, nämlich der: daß man seinen Zöglingen die wenige Sorgfalt, die es auf den Körper und die Gesundheit derselben wendete, in ihren Gesichtern lesen könnte.

Ausser dem Direktorio, das jezt aus dem Direktor Schulze, von dem ich Ihnen schon in

einem meiner frühern Briefe Einiges sagte, und aus dem Konsistorialrath Niemeyer und dem Doktor Knapp als Mitdirektoren besteht, stehen die Zöglinge, deren Anzahl sich ohngefähr auf 150 bis 170 beläuft, unter vier Inspektoren. Hiezu werden jedesmal diejenigen gewählt, welche sich unter dem großen Haufen der Lehrer vorzüglich ausgezeichnet haben, und — wohl verstanden! — keine Aussichten haben, wie sie sie wohl verdienten. Da vier Männer sich in diese eine Beschäftigung der allgemeinen Aufsicht theilen können, so kann ihnen ihr Amt eben nicht beschwerlich werden, da sie pflichtmäßig, einen ausgenommen, keine Lehrstunden zu halten haben. Doch haben sie jezt, wo man die Gesetze mit Füßen tritt, und wo die Schüler oft in Gegenwart der Lehrer und Inspektoren gegen diese vom Direktor in den Schuz genommen werden, ein sehr beschwerliches und mühevolles Amt, weil nicht leicht ein Tag ohne mannigfaltigen Verdruß verfließen kann. Das Gehalt dieser Männer ist höchst unbeträchtlich, und beläuft sich auf 7 Rthlr. nebst Tisch, Wohnung, Aufwartung, Holz und Licht. Ehedem zeigten sie sich sehr thätig und waren die Stützen der ganzen Schule; aber seit einiger Zeit, besonders seit der lezten Periode, wo Doktor Schulze Direktor wurde, minderte sich ihr Ansehen: ihr beständig vergebliches Arbeiten

machte sie schlaff, wozu sie endlich jezt gezwungen worden sind. Diek, einer der gelehrtesten und geschiktesten unter ihnen, verdient ganz vorzügliche Achtung wegen seines unermüdeten Eifers, und wegen seiner rastlosen Thätigkeit, vermöge der er seine sonst dauerhafte Gesundheit ganz erschüttert hat; jezt aber schweigt er auch, weil er doch sieht, daß alles nichts hilft.

Ausser diesen vier Männern sind nun noch die Lehrer, welche meistentheils aus jungen Studierenden bestehen, die sich theils ihren Aufenthalt in Halle erleichtern, theils im Unterrichte üben wollen. Ihre Zahl ist nicht bestimmt, aber gewöhnlich sehr groß, gewiß zwischen 36 und 40 und drüber. Jeder von ihnen unterrichtet täglich in der Regel zwei Stunden. Wie kümmerlich diese Lehrer besoldet werden, habe ich Ihnen schon sonst gesagt. Sie wohnen theils auf dem Waisenhause selbst, theils in der Stadt. Die ältesten von den erstern sind Stubenaufseher, und ihr Zustand ist der traurigste, den man sich denken kann. Er hat nicht die mindeste Bequemlichkeit, und gar keine Aufwartung, es sei denn, daß seine Schüler ihm aus Höflichkeit kleine Gefälligkeiten erzeigen. Da bei jedem Stubenaufseher Armuth der Grund war, warum er eine solche Stelle annahm, so finden die meisten seiner Schüler hierin Grund zur Verachtung, es wäre denn, daß er sich in einem ho-

hen Grade als ein geschikter Mann gezeigt habe. Der einzige Lohn, den diese jungen Männer für ihre Stubenaufsicht bekommen, ist — freie Wohnung, frei Holz und freies Licht. Einen solchen elenden Lohn für ein so mühevolles Amt kann freilich nur die bitterste Armuth annehmen.

Die Achtung, worin die Lehrer stehen ist überhaupt sehr geringe; doch schäzen die Zöglinge sie, wenn sie Kenntnisse besitzen, in einem hohen Grade, und ein solcher Lehrer hat viel Gewalt über sie. Jeder andre — und deren sind gar viel — muß sich in den Klassen von ihnen die größten Demüthigungen gefallen lassen. Zwischen ihnen und den vier Aufsehern findet keine Bekanntschaft und Freundschaft statt, was doch zur Erziehung so höchst nöthig wäre. Daß sich indessen diese Männer zurükziehen, ist freilich in mancher Rüksicht zu tadeln, weil alle gemeinschaftliche Unternehmungen dadurch gehemmt werden; aber es ist ihnen wahrlich auch nicht zu verdenken, da ein grosser Theil der Lehrer über alle Beschreibung unwissend und roh sind. Warum man keine bessern nimmt? — weil niemand so elende Stellen antreten will und kann. Jezt ist man froh, wenn nur die Stelle besezt ist, wie? — darnach fragt man nicht. Oft sind mehrere Klassen mit Lehrern besezt, welche den Wissenschaften, die sie lehren sollen, nur zu oft gar nicht gewachsen sind. Gute

Köpfe würden sich hier wenigstens dadurch helfen können, wenn man ihnen brauchbare Hülfsmittel in die Hände gäbe: allein daran ist auch nicht zu denken. Die Anstalt hat zwar zwei Bibliotheken, eine für die Lehrer, und die andre für das Publikum; aber gerade die erstere ist in den jämmerlichsten Umständen. Selbst von den Klaßikern findet man darin nicht einmal die besten Ausgaben, und nach andern philologischen Sachen darf man gar nicht fragen, so wenig als nach Büchern, die in die neuere Philosophie, in die Aesthetik, Rhetorik und schönen Künste und Wissenschaften einschlagen. Das Uebelste dabei ist, daß man gar nicht einmal dafür sorgt, wenigstens nach und nach einen kleinen aber ausgesuchten Büchervorrath zu erhalten. Diese Nachläßigkeit ist um so unverzeihlicher, da jeder ankommende Schüler einen Beitrag zur Bibliothek geben muß, der doch jährlich so gar klein nicht sein kann. Sie meinen nun aber vielleicht, mein Lieber, die Lehrer könnten sich an der größern Bibliothek, die für das Publikum bestimmt ist, schadlos halten. Nichtsweniger! Da der Direktor nur immer etwa ein Drittel seiner Lehrer genau kennt, so trift es sich häufig, daß mancher nicht einmal ein Buch bekommen kann, weil man ihm es nicht zutraut, daß er es wieder abliefern werde — was für ein jämmerliches Mißtrauen gegen einen Lehrer an einer Anstalt! — und wenn

er es ja noch erhält, so schreibt ihm der Direktor die Zeit vor, wie lange er es besitzen und brauchen darf.

Eben so wenig, als für die Lehrer, ist für die Schüler gesorgt. An eine nüzliche Lesebibliothek für sie ist nicht zu denken. Das ansehnliche Naturalienkabinet ist für sie so gut, als nicht da. Selten ist es, daß ein Lehrer es seinen Schülern zeigt, und dazu gehört noch eine ganz besondere Erlaubniß des Inspektors. Man hält es deshalb mehr zum Staate, als zum Nutzen, vermehrt es deshalb auch nicht mehr, sondern verbittet sich die Beiträge der Herren Mißionairs, weil — das Porto zu viel betragen würde. Der physikalische Apparat ist, wo möglich, noch in einem elendern Zustande. So gering auch die Anzahl der Instrumente ist, so ist doch kein einziges unbeschädigt und gut zu gebrauchen. Die Ursach davon liegt theils in der Unwissenheit der Lehrer, theils in ihrem wenigen Enthusiasmus für die Schule, theils in der Sorglosigkeit der Aufseher selbst.

Bis jezt, mein lieber B., sprach ich blos von der Schule, nun nur noch ein paar Worte von dem eigentlichen Waisenhause. Seinen Hauptzwek, vaterlose Kinder zu erziehen, hat es bis jezt immer noch sehr gewissenhaft erfüllt. Besonders ist die Mädchenerziehung bei weitem zwekmä-

ßiger und bildender, als die der Knaben. Ein sogenanntes Waisenmädchen wird gewiß in allen weiblichen Kenntnißen nicht oberflächlich, sondern sehr gut und gründlich unterrichtet: selbst in den Arbeiten der Küche, wozu hier nicht sonderlich viel Gelegenheit ist, sind sie sehr wohl erfahren, und Nähen, Strikken, Spinnen, Stikken u. s. w. wird ihnen mit besonderm Fleiße beigebracht. Sie lernen aber auch das Nothwendigste aus der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, lernen schreiben und rechnen, und, was das Wichtigste ist, sie werden recht sehr gut in der Religion unterrichtet. Die Aufsicht über sie führen einige alte Damen, die, wie ich glaube, ihr Amt gewissenhaft und pünktlich verwalten. Man bemerkt wenigstens nie Unordnung im Aeussern.

Die Knaben theilt man in solche, die sich dem Studieren und in solche, die sich dem Handwerksstande widmen wollen. Zusammen können derselben wohl an sechszig sein. Ueber jede Abtheilung derselben sind zwei Lehrer gesezt, die in ihren Beschäftigungen wechseln müssen. Der Unterricht dieser Kinder ist gewiß eben so gut, als der der Mädchen; aber in ihrer Aufführung stehen sie den leztern bei weitem nach. Zwei Lehrer können ohnmöglich einen so grossen Haufen kleiner aus dem Hefen des Volks zusammengerafter Knaben über-

sehen; daher gehen oft viele davon sehr zerlumpt. Dreißig wohnen also — in einer Stube. Die Unreinlichkeit, die üble stinkende Luft, das unaufhörliche Getöse, welches dem daran wohnenden Lehrer höchst lästig ist, bedarf keiner Beschreibung. Die Sitten und der Anzug derer, die studieren wollen, sind etwas besser: sie fühlen sich mehr, sind reinlicher und artiger, und haben schon ein gewisses Point d'Honneur, das sich nur oft nicht auf die beste Art zeigt. Es ist indessen eine sehr traurige Bemerkung, daß sie fast alle höchst undankbar sowohl gegen die Anstalt selbst, als auch gegen die Lehrer sind, und gar nicht die grossen Wohlthaten erkennen wollen, die ihnen erzeigt werden. Vier bis sechs Jünglinge entläßt die Anstalt jährlich zum Studieren, und eben so viel, welche Handwerker und Landleute werden. Der Mädchen sind fast noch mehrere, die abgehen, und es ist keine ganz geringe Summe, die die Equipirung dieser Jünglinge und Mädchen kostet. Daß es so vielen Knaben erlaubt wird, zu studieren, halte ich bei der ohnedem großen Anzahl unglüklicher Studierten für äusserst unzwekmäßig.

Um die Oekonomie des Waisenhauses steht es nicht zum Besten. Es besoldet Männer ziemlich hoch, die wenige oder keine Verdienste haben; die Aufsicht auf die Apotheke und auf andre ökonomische Anstalten ist so beschaffen, daß mehrere Personen,

sonen, die an ihnen arbeiteten, arm ankamen, und mit großem Vermögen wieder abzogen.

Die drei Direktoren der Anstalt, die ich Ihnen schon oben nannte, haben jeder ihr eignes Departement. Doktor Schulze regiert das Ganze, oder will es doch regieren; Knapp hat die Aufsicht über die lateinische Schule; aber einen schlechtern Aufseher konnte man wohl kaum wählen. Es vergehen oft ganze Vierteljahre und noch längere Zeitabschnitte, ehe er sich einmal sehen läßt: und wenn er ja in einer Klaße erscheint, so geschieht das mit einer großen Verlegenheit, die einem Direktor gar nicht ansteht. Er spricht mit keinem Lehrer und keinem Schüler, erkundigt sich nach nichts und verläßt nach einigen Minuten oft nur Sekunden die Klaße. Der dritte, der noch dazu ohne die geringste Belohnung seine Stelle bekleidet, ist Niemeyer. Auch für das Wohl des Waisenhauses ist dieser vortrefliche Mann äusserst thätig. Die Oekonomie, der Buchhandel, die nähere Aufsicht über die Waisenknaben und Waisenmädchen, und wenn ich nicht irre auch die Direktion der Apotheke, ist sein Fach. Die Achtung, die er genießt, ist allgemein, und die Mühe die er anwendet, um alles besser zu machen, sehr groß, aber eben so groß auch der Widerstand den er findet. Man will beim Alten bleiben und bleibt es.

Nun nur noch ein paar Worte über die Kosten, die ein junger Mensch als Schüler hier auf der Schule gebraucht. Die wohlhabendsten mögten ohngefähr wohl 150 Thlr. verzehren; aber man kann auch mit 40 und 50 und noch weniger fertig werden, wo es aber ein trauriges Leben sein muß. Die Lehrstunden dauern von 7 bis um 11 und von 2 bis 5 Uhr, und einer der Aufseher muß beständig durch die Klaßen gehen, und aufmerksam sein, daß keine Unordnungen vorfallen. Da der Lehrer keine unmittelbare Gewalt über die Schüler hat, so muß er jede Unordnung dem Inspector anzeigen, und da trift es sich dann zuweilen, daß dieser den Lehrer, der etwas anzeigt, verlacht und kopfschüttelnd die Klaße verläßt. Ich unterlasse hier alle Anmerkungen: sie machen sich von selbst.

Ich bin vielleicht schon zu geschwätzig gewesen; aber da ich diese Anstalt genauer kennen gelernt habe, und sie doch auch wirklich gekannt zu werden verdient, so dacht' ich, du willst deinem B. davon schreiben, was du weißt. Er lieset es doch gern. In dieser Hoffnung bin ich ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Weniger freilich, als das Waisenhaus, kenne ich das königliche Pädagogium, aber doch hinlänglich, um es gehörig würdigen zu können. Ihr Sohn soll einst hier Zögling werden, und um so mehr erfülle ich Ihren Wunsch, Ihnen mein unpartheiisches Urtheil über diese Anstalt, so weit ich sie kenne, zu sagen. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich sie die erste Erziehungsanstalt nenne, die ich kenne.

Sie ist für junge Leute aus den mittlern und aus den höhern Ständen, sowohl für die, die sich dem eigentlichen Gelehrtenstande, als für die, die sich dem Militair, der Handlung oder der Landwirthschaft widmen. Es wird bei dem Unterrichte und bei der ganzen Erziehung auf den künftigen Stand des Knaben oder des Jünglings Rüksicht genommen, und die Wünsche der Aeltern werden gewissenhaft erfüllt. Die Anstalt hatte mit dem Waisenhause einerlei Stifter, und deswegen ist zwischen ihr und diesem leztern noch immer einiger Zusammenhang. Die Direktoren des Waisenhauses sind immer auch Direktoren des Pädagogii, nur daß sie sich nicht viel damit befassen, weil der Aufseher so beschaffen ist, daß man keiner weitern

Direktion bedarf. Das Haus, worin die Lehrer und die jungen Leute wohnen, nebst allen Nebengebäuden, Garten und Spielplatz gehört dem Waisenhause, und dafür muß jährlich 600 Thaler Miethe an daßelbe bezahlt werden, eine für diese Anstalt wirklich etwas zu große Summe, da auch nicht der geringste Fond da ist, und der König jedem Lehrer jährlich nur 9, schreibe neun Reichsthaler anstatt der Accisefreiheit giebt. Alles muß von dem Pensionsgelde der Zöglinge erhalten werden, welches jezt auch bei der musterhaften Oekonomie des Hauses und bei der starken Anzahl der Zöglinge recht gut möglich ist.

Der jetzige Aufseher ist Niemeyer, von dem ich schon öfter Gelegenheit hatte, mit Ihnen zu reden. Hier scheint er so ganz in seinem Lieblingsfache zu sein. Er opfert sich dieser Anstalt so sehr auf, als es bei seinen übrigen Geschäften nur immer möglich ist, und hat die Anstalt, die schon mehr, als blos im Sinken war, wieder in den blühenden Zustand gebracht, in dem sie jetzo ist. Es arbeiten jezt an ihr zehn ordentliche und ein außerordentlicher Lehrer, die sich alle durch Enthusiasmus für das Gute und durch Thätigkeit auszeichnen. Die ordentlichen Lehrer stehen, den ersten ausgenommen, der den Titel Adjunktus führt, alle in gleichen Rechten, gleichem Ansehen und gleichem Gehalte. Wö-

chentlich halten sie zusammen unter Vorsiz des Aufsehers eine Konferenz, worin theils über das Ganze der Anstalt, theils über Methodik, theils aber, und vorzüglich über die Mängel der moralischen Erziehung gesprochen wird. Die völlige Gleichheit der Lehrer bewirkt unter dem größern Theil derselben eine engere gegenseitige Freundschaft, und trägt vorzüglich zu einer zwekmäßigen Vertheilung der Lehrstunden bei, die ein jeder nach seiner Neigung wählt, und dann natürlich die wählt, worin er etwas leisten zu können glaubt. Daher ist der Unterricht auf dem Pädagogio einer der vorzüglichsten, den es nur geben kann. Ihr Gehalt ist nur sehr geringe, und daher kommt es, daß der Wechsel der Lehrer so groß ist, woraus der Anstalt natürlich ein großer Schaden erwächst. Kaum ist ein guter Lehrer einige Jahre dort, und fängt nun erst an, recht nüzlich zu werden, so ruft ihn eine einträglichere Stelle von hier weg, und niemand kann es ihm verdenken, daß er diesem Rufe folgt. Alle Lehrer erhalten freie Station und jährlich ohngefähr 150 bis 160 Thaler. Dafür müssen sie sich aber auch ganz der Anstalt hingeben. Sie unterrichten wöchentlich 14 bis 20 Stunden, wohnen mit zwei, auch wohl drei Zöglingen zusammen auf einer Stube, und haben dabei noch über eine Nebenstube, die mit drei Zöglingen besezt ist, die Aufsicht. Zwischen diesen

beiden Stuben ist ein kleines Kabinet zur eigenen Disposition des Lehrers, das er öfter zu seinem Aufenthalte wählt, wenn er die Zöglinge auf beiden Stuben beobachten will. Er hat über sie eine fast unumschränkte Gewalt, die aber nie gemißbraucht wird. Man geht väterlich mit ihnen um, und es herrscht daher unter ihnen ein Geist, der wohl selten auf einer klosterähnlichen Anstalt herrschen mag, die doch das Pädagogium immer bleibt.

Die ausserordentlichen Lehrer, die den Namen Kollaboranten führen, bewohnen eine eigene Stube und haben mit den allgemeinen Geschäften z. B. den Religionsvorträgen, den Konferenzen, dem Inspiciren nichts zu thun. Sie geben blos Unterricht.

Die Anzahl der Zöglinge beläuft sich jezt auf einige funfzig, wozu noch Jünglinge und Knaben kommen, die in der Stadt wohnen, und blos Unterricht auf dem Pädagogio genießen. — Für die Gesundheit des Körpers und für die Gesundheit der Seele wird gleich stark gesorgt. Zur Erhaltung der erstern dienen die öftern Freistunden, die sie theils auf einem großen mit majestätischen Linden und Kastanienbäumen besezten, nur mit etwas zu hohen Mauern eingeschloßenen Hofe; theils auf einem schönen freien Spielplatze unter beständiger Aufsicht eines Lehrers zubringen. Was

auf allen klösterlichen Anstalten der Fall ist, und nie ganz wird unterdrückt werden können, ist hier weniger der Fall: der Geschlechtstrieb nämlich, der auf solchen Anstalten durch die Phantasie mehr Stärke erhalten muß, als er in einem beständigen Umgange mit dem weiblichen Geschlechte erhalten würde, indem man sich daßelbe blos als einen Gegenstand sinnlicher Wollust denken lernt, hat hier weniger Gelegenheit unnatürlich befriedigt zu werden, als auf allen andern Schulen. Die Zöglinge sind — die als bewährt gut befundenen Jünglinge ausgenommen — unter beständiger Aufsicht bei Tage, und bei Nacht schläft der Stubenaufseher zwischen ihnen in Einer Stube, und kann auch hier, weil er später zu Bette geht und früher aufsteht, sie beobachten. Bei dem allen aber ist doch diese Anstalt nicht ganz frei von jenem im Stillen schleichenden Laster, und kann es nicht sein, weil sie klosterähnlich ist, und die jungen Leute, wenige ausgenommen, in keine Frauenzimmergesellschaften kommen; aber es werden doch gleich die Verdächtigen genau beobachtet, und, sind sie entdekt, weggeschaft. Dieß und die beständige Aufsicht eines Arztes, so wie die äusserst gesunde Lage des Hauses, nebst einer Uebung im Drechseln bewirkt fast immer gesunde und heitere Gesichter. Hiezu kömmt noch eine, bei einer solchen Anzahl junger Leute fast unglaubliche

Reinlichkeit, die man sich mit zur Hauptabsicht gemacht zu haben scheint, und die Erlaubniß, zwischen jeder Schulstunde 5 — 10 Minuten lang die freie Luft zu genießen.

Gleiche Sorgfalt wendet man auf sittliche Bildung, und böse mögte wohl nicht leicht jemand von dieser Anstalt weggehen, wer nicht schon verdorben hinkam. Ob aber gerade der Gottesdienst, der alle Sonntage in einem äusserst geschmakvollen Betsaale gehalten wird, sehr auf die moralische Bildung wirkt, daran mögte ich doch fast zweifeln. Ich wohnte zuweilen einem solchen Gottesdienste bei. Die Wahl der Materien, die jedesmal abgehandelt wurden, war vortreflich, und eben so würde es die Behandlung selbst gewesen sein, wenn der Vortrag nicht gerade hätte eine Rede an Jünglinge und Kinder sein sollen, bei denen man doch immer auch auf die Empfindung, nicht blos auf den Verstand wirken muß, wenn das Vorgetragene Eindruk machen soll. Der Vortrag überzeugt, aber er läßt kalt. Woran liegt das? Stirbt man auf klösterlichen Anstalten der Empfindung und den sanftern Gefühlen der Rührung ab? — Es scheint fast so. Die Vorträge haben mehr den Anschein von moralischen Vorlesungen, und von Reden, als von gottesdienstlichen Reden an Jünglinge. Bei alle dem ist die Stille und die

Aufmerksamkeit der Zöglinge, und die Feierlichkeit, mit der gesungen wird, zu bewundern.

Wirksamer vielleicht, als diese sein sollenden religiösen Vorträge, sind die vierteljährigen Censuren, die aus den wöchentlichen Klassen- und Stubenzeugnißen zusammengesezt werden. Die hiesige Einrichtung ist musterhafter, als ich sie je fand. Der jedesmalige Stubenaufseher schreibt wöchentlich ein Zeugniß über das Verhalten und über die Aeußerung des Charakters seines Zöglings auf der Stube, giebt es ihm zu lesen, und schikt es dann nebst den Klassenzeugnißen dem Aufseher zu. Aus diesen wird nach Ende eines Vierteljahrs ein Auszug gemacht, über die rechte Würdigung des Zöglings in den Konferenzen gesprochen, und dann das Resultat öffentlich feierlich vorgelesen. Die Abschrift dieses Auszugs sowohl, als die Zeugniße selbst werden dann jedesmal den Aeltern zugeschikt. Unter folgende Rubriken werden dann in Absicht des Fleißes und der Aufführung die Namen der Scholaren geordnet und hängen öffentlich aus:

1) Auswahl der Bewährten durch Stimmen der Lehrer und Zöglinge.
2) Klaße des Vertrauens durch Stimmen der Lehrer und Zöglinge.

In Absicht des Fleißes.	In Absicht der Aufführung.
1) Vorzügliches Lob.	1) Vorzügliches Lob.
2) Mehr Lob als Tadel.	2) Mehr Lob als Tadel.
3) Mehr Tadel als Lob.	3) Mehr Tadel als Lob.
4) Allgemeiner Tadel.	4) Allgemeiner Tadel.

Man hat gefunden, daß die Erzieher und Lehrer selbst oft einen Jüngling weniger kannten, als seine Mitzöglinge: deswegen ist seit kurzem erst die Abänderung getroffen, daß von denen Zöglingen, die auf beiden Tafeln, sowohl auf der des Fleißes, als auf der der Aufführung, vorzügliches Lob erhielten, eine bestimmte Anzahl durch das Stimmen der Zöglinge in die Klaße des Vertrauens gewählt werden. Sind sie in dieser Klaße ein Vierteljahr gewesen, und haben die Vorrechte derselben genoßen, so sind sie das folgende Jahr wahlfähig zur Auswahl der Bewährteren, die noch mit mehrern Vorzügen verbunden ist. Man kann kaum glauben, wie das anspornt, gut zu sein, wenigstens im Anfange gut zu scheinen. — Körperliche Strafen sind aus dieser Schule verbannt, welches recht gut gieng, da man andre Erziehungsmittel genug in Händen hatte. Durch den Ehrtrieb wird hier alles geleitet.

Das Ganze geht seinen ruhigen Gang fort. Excesse, die auf andern Schulen so häufig sind, fallen fast nie vor; und nie fällt es jemanden ein,

sich über die gewöhnliche Ordnung des Tages hinweg zu setzen. Eine Glocke ruft um drei Viertel auf 6 Uhr zum Aufstehen, um drei Viertel auf 7 zu dem Morgengottesdienst, und um 7 in die Klaßen, die Vormittags bis um 11 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr dauern. Von 11 bis 12 ist Unterricht im Drechseln, in Musik und im Zeichnen, und wer an keinem von allen diesen Antheil nimmt, hat eine Freistunde. Bis um zwei Uhr ist wieder frei, und von 4 bis 5 Uhr abermals. Von 5 bis 7 sind Arbeitsstunden, und der Abend gehört wieder dem Zöglinge. Es wird Ihnen, mein guter B., bei dieser Eintheilung der Zeit gewiß auffallen, daß zu viele Lehrstunden und zu wenig Arbeitsstunden sind. Es kann nicht anders sein: die jungen Leute behalten nicht Zeit genug übrig zur Vorbereitung, zur Wiederholung und zum Selbststudieren. Daher der Vorwurf, den man dem Pädagogio wohl oft nicht ganz mit Unrecht gemacht hat, daß es oberflächliche Köpfe bilde, die von allem etwas wissen, aber von keiner Sache recht gründliche Kenntnisse haben. Wie leicht könnte diesem Uebel gesteuert werden! Daß dieß nicht geschieht, ist um so mehr zu verwundern, da man den Lehrern am Pädagogio so wenig, als dem Aufseher, wahrlich nicht den Vorwurf machen kann, daß sie am Alten hiengen.

Es sind aber ausserdem noch einige nicht un-

beträchtliche und nicht ungegründete Vorwürfe, die man dieser Anstalt macht. Nur selten versteht ein junger Mensch, der auf dem Pädagogio erzogeu wurde, die große Kunst, mit Gelde umzugehen. Dieß kommt natürlich daher, weil er nie vieles Geldes Herr wurde. Man zahlte ihm wöchentlich sein Taschengeld aus, und dieß gebrauchte er blos zu Vergnügungen: für alles andre sorgte die Rechnungsexpedition. Daher die öftern Klagen, daß solche Jünglinge auf eine Zeitlang wenigstens, Verschwender wurden und Schulden machten. Seit einiger Zeit hat man angefangen, auch diesem Vorwurfe vorzubeugen: man giebt jezt nach und nach einzelnen Zöglingen als eine Belohnung mehr Geld in die Hände und läßt sie mehrere, auch nöthige Ausgaben selbst bestreiten und sich Rechnung davon ablegen. Fährt man hiemit fort, so muß endlich jener Vorwurf wegfallen.

So viele Vorzüge indessen diese Anstalt vor allen übrigen hat, die ich kenne, so glaube ich doch nicht, daß sie für jedes einzelne Subject gleich gut ist: namentlich für diejenigen nicht, die erwachsen und dabey eines sehr lebhaften Temperaments sind. Denen ist es hier gewiß zu öde, und sie werden bald das Unbehagliche ihrer Lage, das sie vorzüglich in Beschränktheit ihrer Freyheit finden, fühlen. Dieß ist ein Fehler der Anstalt, der in

ihrer Natur liegt. Die Erzieher sollen in Absicht der Zöglinge den Aeltern responsabel sein: Beschränktheit der Freiheit ist also nothwendig. Jezt arbeitet man indessen, wie ich aus sichern Nachrichten weiß, dahin, den Erwachsenen ihr Leben angenehmer zu machen, und ihnen mehrere Freiheiten genießen zu lassen.

Die Anstalt hat drei verschiedene Bibliotheken: eine für die Lehrer, in der nicht leicht ein wichtiges Schulbuch fehlt; eine pädagogische, die blos theoretische Erziehungsschriften enthält, und eine oratorische zum Gebrauch der Zöglinge, die aus einer Auswahl der besten deutschen Dichter und Prosaisten besteht. Außerdem ist ein vortreflicher physikalischer Apparat vorhanden, der unter der Aufsicht eines der solidesten Männer an der Anstalt, des Herrn Mundt steht, und in einer musterhaften Ordnung ist; ferner hat die Anstalt gute anatomische Präparate, eine Sammlung von Mineralien, sehr gute mathematische Instrumente und einen kleinen botanischen Garten.

Was die Kosten betrift, die ein Zögling hier gebraucht, so versichert die Anstalt zwar immer, es könne jemand für 250 Thaler subsistiren; aber sie hält nicht, was sie verspricht. Fast jedesmal beläuft sich der Kostenaufwand höher, als ihn die Aeltern ansezten. Dreihundert Thaler gebrauchen die meisten, und manche vier auch wohl fünfhun-

dert. Die Rechnungskommißion legt von den Ausgaben vierteljährig den Aeltern Rechnung ab, und gewinnt von einem Zöglinge, der viel Aufwand macht, nicht mehr, als von einem, der weniger macht.

Dieß, mein lieber B., war es, was ich von dieser Anstalt sagen konnte. Das Gute derselben überwiegt das Unvollkommene bei weitem, und ganz vollkommen kann nie etwas sein. Ihr Sohn wird also immer in ganz guten Händen sein. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Jezt also, mein guter B., den lezten Brief, den ich Ihnen aus einem Orte schreibe, wo ich so manche Freude genoß, und auf so mannigfache Weise meine Kenntniße erweitert habe. In zwei Tagen bin ich nicht mehr hier; der Abschied wird mir schmerzhaft sein. Ich habe so manchen edeln und guten Jüngling, so manchen biedern und treflichen Mann kennen gelernt, daß ich ohnmöglich gleichgültig bei dieser Abreise sein kann. Ueber diese Bekanntschaften, die das Herz angehen, sprechen wir, wenn ich wieder bei Ihnen bin, mündlich, und die Winterabende, hoffe ich, sollen uns

dabei sehr angenehm verstreichen. Jezt noch etwas, was Ihnen näher liegt, besonders da Ihr Herr Sohn künftige Ostern die hiesige Akademie beziehen will. Es betrift ökonomische Nachrichten, die Ihnen so wichtig sein müßen, als sie es nur irgend Ihrem Sohne sein können.

Wer bei 200 Rthl. jährlichen Wechsel keinen Freitisch oder sonstige Unterstüzung genießt, der muß schlechterdings auf alle Vergnügungen, die etwas kostbar sind, z. B. öfteres Ausreiten und Besuche der Kaffeehäuser, Verzicht thun. Die Preise der Sachen haben sich seit 20 bis 30 Jahren unglaublich geändert und der Bedürfnisse sind mehr geworden. Daher mag sich denn wohl mancher Vater, der mit 150 Thlr. jährlich in den Jahren von 1750 bis 1765 recht anständig leben konnte, gar sehr wundern, wenn sein Sohn jezt mit 200 Thlr. nur äusserst mittelmäßig leben kann; aber es ist nun einmal nicht anders. Ich will Ihnen hier eine kleine Rechnung darüber vorlegen. *)

Die Stubenmiethe ist verschieden: sie richtet sich nach der Gegend und der Lage des Hauses, nach der Aussicht und nach der Bequemlichkeit, auch nach den bessern oder geringern Möbeln, womit die Stube versehen ist. Eine einzelne Stube

*) Größtentheils ist hier Herr Mursinna mein Führer, der in seinem akademischen Taschenbuche auf das Jahr 1791. hievon geredet hat.

M

in der Vorstadt kann man mit 8 bis 10 Rthlr. auf ein Jahr miethen; aber hier sind nicht nur schlechte Aufwartung und schlechte Möbeln, sondern was man etwa erspart, läuft man an Kleidungsstükken entzwei, oder versäumt an der Zeit, die man zum Studieren anwenden sollte. Ich würde auch schon deswegen niemanden es rathen, in eine Vorstadt zu ziehen, weil es, wegen der vielen daselbst wohnenden Stärkemacher darin sehr übel riecht, welches ohnmöglich der Gesundheit vortheilhaft sein kann. Man thut daher weit besser, wenn man lieber etwas mehr bezahlt und in der Stadt wohnt. Man kann hier weit bequemer für 12, 14, 16 Thlr. wohnen. Indessen giebt es auch Wohnungen zu 24, 30, 40, auch wohl 50 Thlr.

Aufwartung wird gewöhnlich besonders bezahlt, und richtet sich größtentheils nach dem Preise des Zimmers, und so bezahlt man bald 4, bald 6, bald 8, bald 10 Thlr. Die Miethe des Bettes beträgt jährlich 4 bis 6 Thaler.

Die Preise des Mittagstisches sind sehr verschieden. Für den geringsten bezahlt man monatlich 2 Thlr. 8 Gr., macht zusammen mit kleinern Tischgeschenken für die Köchinn jährlich ohngefähr 32 Thaler. Man speiset aber auch monatlich zu 4, 5, 6 Thlr. Den Abendtisch, wo sich der, der nur 200 Wechsel hat, gewöhnlich nur mit kalter Küche behelfen muß, kann

man auf 16 Thl. anschlagen, weil sich doch zuweilen wohl zu etwas anderem Appetit findet. Das Frühstük will ich jährlich nur zu 6 Thlr. rechnen. Der Kaffee, ein so gewöhnlich gewordenes Getränk beläuft sich mit dem Zukker auch wenigstens auf 16 Thlr. jährlich. Wäsche wird mit 6 Thlr. und der Friseur eben so bezahlt. Die Kollegia der Theologen kosten drei, die der Juristen 4 bis 8, die der Mediciner 4 bis 10, und die der Philosophen 3 bis 5 Thlr.

Nun lassen Sie uns einmal von allem den geringsten Preis annehmen

Stubenmiethe und Aufwartung,	20 Thlr.
Mittagsessen, = = =	32 =
Kollegia, = = =	20 =
Bücher und Schreibmaterialien =	16 =
Holz und Licht, = = =	16 =
Wäsche und Friseur, = =	12 =
Barbier, = = =	2 =
Kleidungsstükke und Schuhe, =	20 =
Zeitungen und Journale, =	4 =
Abendessen und Frühstük, =	22 =
Kaffee und Zukker, = =	16 =
Tabak und Kleinigkeiten, =	8 =
Stiefelwichser, = = =	3 =
	191 Thlr.

Es blieben also nur noch 9 Thlr. von den 200 übrig, und wie viele Artikel werden hier nicht vergeßen sein. Mit einem Worte: es bleibt nichts

übrig zu Vergnügungen. Und doch habe ich die ganze Berechnung für junge Theologen gemacht, denen es hier im Ganzen nicht so theuer zu stehen kommt, als den Juristen und Medicinern.

Demohngeachtet ist die Anzahl der Studenten nicht geringe, deren Wechsel sich oft nur auf 100 Thlr. und weniger beläuft: diese müssen sich entschließen, entweder auf das Waisenhaus zu ziehen, oder durch kümmerliches Informiren etwas zu verdienen suchen. Zur Unterstützung dieser sind mehrere Freitische bestimmt. Die größte Anzahl derselben machen die königlichen aus, an denen wenigstens täglich einige 80 bis 100 speisen; aber leider! ist hier die Anzahl der Exspektanten immer so groß, daß ihn selten jemand länger behält, als ein halbes Jahr, und oft nicht einmal so lange. An diesem können nur Landeskinder Antheil nehmen. Die Magdeburgischen und Halberstädtischen Provinzialfreitische, die weit besser sind, als die königlichen, können auch nur solche Landeskinder bekommen, die aus den genannten Provinzen sind. Auch haben die Jünglinge der reformirten Konfeßion noch einen besondern Freitisch, an dem gewöhnlich 24 bis 28 Personen täglich zu Mittage gespeiset werden. Da die Anzahl der reformirten Studenten nur sehr schwach ist, so ist selten von ihnen jemand, auch selbst Reichere nicht ausgenommen, der nicht diesen Tisch wenigstens 1½ auch wohl 2 bis 2½ Jahr genöße.

Dreihundert Rthl. jährlicher Wechsel ist für einen jungen Mann, der in seinem väterlichen Hause so gelebt hat, wie Personen vom mittlern bürgerlichen Stande leben, nicht zu viel: und ich würde es jedem Vater anrathen, lieber seinem Sohn bald soviel zu geben, als er bedarf, wenn er nicht in die verdrüßliche Lage kommen will, Schulden, die sein Sohn machte, zu bezahlen. Ich kenne junge Leute, die, wenn heute ihr Wechsel ankommt, in vier Tagen keinen rothen Pfennig mehr davon haben: alles wurde angewandt, die im vorigen Vierteljahre gemachten Schulden zu bezahlen und das Unentbehrlichste von dem Versezten wieder einzulösen. Und nun fängt man wieder an, vom neuem bei dem Schneider, dem Schuster, dem Traiteur, den Aufwärtern, den Pferdeverleihern u. s. w. auf Kredit zu leben, und wenn man zu Vergnügungen Geld gebraucht, die eingelöseten Sachen wieder von neuem zu versetzen. So vergeht das Vierteljahr, und die Schulden, die vorher mit dem Wechsel ziemlich gleich waren, übersteigen jezt denselben. Er muß schon einige seiner Schuldner auf das folgende Vierteljahr vertrösten. So verwikkelt er sich immer tiefer und tiefer in einem Labyrinth, wo keine liebende Ariadne dem Jüngling einen Faden reicht, sondern wo nur der Herr Papa den Herrn Sohn wieder heraus führen kann, wenn er Rechnungen von drei, vier bis fünfhundert Rthl. am Ende der

akademischen Laufbahn des theuren Herrn Sohns zu bezahlen bekommt.

Wer seinem Sohne nicht Wirthschaftlichkeit genug zutrauet, der kann den vierteljährigen Wechsel für denselben an die hiesige Administration senden, die unter der Aufsicht des Herrn Doktor Menken und des Herrn Bäntsch stehet, welche dafür sorgen, daß alles vorschriftsmäßig nach Verhältniß des vierteljährigen Wechsels bestimmt und regulirt wird. Jedoch muß das jährlich ihnen bestimmte Quantum wenigstens 160 Rthl. sein. Dieß haben Sie freilich bei Ihrem Sohne nicht nöthig; aber für manche Aeltern muß diese Administration eine sehr erwünschte Sache sein.

Ich schließe jezt, mein theurer B., die Nachrichten, die ich Ihnen von Halle aus über Halle geben konnte. Was mich mein halbjähriger Aufenthalt hieselbst, und mein Beobachtungsgeist entdekken ließ, habe ich Ihnen größtentheils mitgetheilt. Tausend Sachen sind mir vielleicht entgangen, und tausend Sachen habe ich auch wohl noch bemerkt, die ich Ihnen nicht schreiben konnte, theils aus Mangel an Zeit, theils aber auch, weil ich mir vieles auf unsre mündliche Unterhaltung aufsparen wollte. Jezt werde ich noch eine kleine Excursion nach Göttingen machen und dann eile ich in Ihre Arme. Leben Sie wohl.

Nachrede.

Man wird es diesen Briefen ohne mein Erinnern ansehen, daß sie wirklich als Briefe an einen Freund geschrieben wurden, wenn man nur einige wenige Zusätze und einige andre Weglaßungen, die nur dem Freunde vom Freunde wichtig sein konnten, ausnimmt. Auf diesen Umstand wird man auch die hin und wieder vorkommenden Nachlässigkeiten in Absicht des Styls rechnen. Der Verfaßer der Briefe ist jezt nicht mehr Reisender, sondern ein Amt schränkt seine Zeit ein: er konnte also nicht ganz den Fleiß auf die Ausfeilung dieser Briefe, die ihm von seinem Freunde wieder zugeschikt wurden, verwenden, den er wohl darauf hätte verwenden sollen. Ob es bei so bewandten Umständen nicht besser gewesen wäre, die ganze Briefsammlung zu unterdrükken? — Diese Frage zu beantworten, darf ich jezt nicht wagen. Ich werde es können, wenn ich nach einigen Jahren

die Bemerkung gemacht habe, ob diese Briefe Nutzen oder Schaden stifteten. Sie sind für Aeltern bestimmt, die ihre Söhne auf die Akademie nach Halle schikken wollen, oder auch für solche Jünglinge, die die Schule zu verlaßen gedenken, um in Halle sich mehr auf ihren künftigen Stand vorzubereiten. Höchste Wahrheit und Unpartheilichkeit, aber auch dreust gesagte Wahrheit ist es, was mein Urtheil vielleicht vor allen andern Urtheilen auszeichnet, die man über Halle oft fällen hörte und oft vielleicht noch fällen hören wird.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herzog, David Gottfried,

Briefe zur nähern Kenntniß von Halle

S.l. 1794

Germ.sp. 74
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018688-9
VD18 1441080X-001